Nummer 7 · 15. Jahr · 13. Februar 1960 · 50 Pfennig · G 5155 C
Engl. sh 1/3; Schwed. Kr. 0,85 + oms.; Frankr. NF 0,70; Holl. cts 60; Österr. S. 4,—; Schweiz Rp. 60

NEUE JLLUSTRIERTE

Diese Frau war sein Schicksal:
Linda Baud das „Püppchen"

Der Fall Jaccoud:

Drama einer verbotenen Liebe

Bild- und Textbericht in diese[m] H[eft]

PRISMA UNSERER TAGE

Schlamm

Der Schlamm hat uns gerade noch gefehlt. Ein Volk, das sich so leicht verwirren läßt wie das deutsche, reagiert auf Sprücheklopfer wie diesen großen Experten der Weltpolitik immer falsch. Statt mit äußerster Skepsis, antwortet es mit Applaus. Beweis: In Köln hat Mr. Schlamm in die atemlose Stille einer Studentenversammlung hineingerufen: „Wenn ich wüßte, daß die Russen am 7. Februar einen Atombombenangriff starten, dann würde ich dafür eintreten, daß man ihnen am 2. Februar zuvorkommt." Der Beifall raste durch den Saal. Und dann sagte Mr. Schlamm: „Aber ich weiß es nicht." Und dann blieb es still. Er weiß es nicht. Er jongliert mit Theorien. Was soll man dazu sagen? Vielleicht dies: „Unter Affen verstehe ich jene armen Geschöpfe, die sich . . . in jede erdenkliche Hysterie hineintreiben lassen." Und wer hat das gesagt? Mr. Schlamm.

Pfannkuchen

Unter den verwirrenden Nachrichten, die aus dem Hauptquartier der Pariser Mode kommen, ist eine, die als Prinzip des Hauses Dior eine Silhouette vorschreibt, „oberhalb der Hüfte flach wie ein Pfannkuchen". Das ist ein Satz, über den man lange nachgrübeln muß, zumal wenn man ein Mann ist. Oberhalb der Hüfte, das ist ein weites Feld. Wo endet die Pfannkuchen-Ebene, eh? Da möchte man sich ja fast lieber jenen Häusern zuwenden, die wieder den Sack propagieren. Da kann man wenigstens Überraschungen erleben. Eine Mode, die mit Pfannkuchen-Plattheiten und geschorenen Köpfen arbeitet, zerstört jene Illusionen, die des Lebens Süßigkeit ausmachen.

Das kaukasische Spiel

In der parteiamtlichen Moskauer „Prawda" war dieser Tage zu lesen, daß Golf ein altes russisches Spiel sei. Schon vor einem Jahrtausend sei es im Kaukasus bekannt gewesen. Eine solche Notiz in der „Prawda" kommt sicherlich nicht so von ungefähr aus dem Moskauer Winterhimmel. Vielleicht will man in Rußland demnächst Golfplätze anlegen, und da ist es nötig, die Öffentlichkeit auf einen Sport vorzubereiten, der nach der bisherigen Auffassung der klassenkämpferischen Marxisten der verhaßten Kapitalistenklasse vorbehalten war. Die Mitteilung von dem tausendjährigen kaukasischen Golfspiel fiel fast auf den Tag zusammen mit dem Bericht des Zentralausschusses der kommunistischen Partei, der weiten Kreisen des sowjetischen Volkes Gleichgültigkeit gegenüber den Gefahren des Kapitalismus und der kommunistischen Ideologie und eine Schwächung des patriotischen Geistes und des nationalen Stolzes vorwirft. Nachdem die Sowjetunion ihre Grenzen gegen ausländische Besucher, Theateraufführungen und sogar Ausstellungen nicht mehr verschließt, lernen die Völker einander kennen. Genauso wie viele Besucher Rußlands ihre Ansichten über dieses Land und seine Bewohner ändern, weil sie zwischen Propaganda und Wirklichkeit zu unterscheiden lernen, ist es auch umgekehrt. So entwickeln die einen wie die anderen, gleich ob sie Golf spielen oder nicht, eine Art natürlicher Immunität gegen amtliche Propaganda und amtlichen Doktrinarismus.

Geschenk

In einer großen Stadt der Bundesrepublik hat ein Mann seinen Betrieb verschenkt. Ein stattliches Unternehmen: fast 200 Angestellte und Arbeiter. Der Besitzer ist seit Jahren nur von der einen Sorge geplagt: „Was wird, wenn weitläufige Verwandte meine Fabrik erben und meinen wichtigsten Grundsatz über Bord werfen, daß es nämlich jedem Betriebsangehörigen unbenommen sein muß, auch nach seinem 65. Lebensjahr weiterzuarbeiten. Reiße einen alternden Baum aus dem Erdreich: er stirbt." Das ist die feste Überzeugung des Herrn Knack aus Frankfurt-Rödelheim. Sein Hauptbuchhalter hat dieser Tage die letzten Eintragungen gemacht, er ist 85. Zwanzig glückliche Arbeitsjahre, das immerwährende Gefühl des erfüllten Lebens, hat er seinem Chef zu danken . . .

Mit großem Interesse habe ich viele Berichte über Anna Anderson gelesen. Immer wieder kam mir der Gedanke, warum sollte nicht ein Soldat mit solch einer jungen, bildschönen Dame Mitleid haben und danebenzielen? Von ganzem Herzen wünsche ich, daß diese arme Anastasia endlich aus ihrer Not herauskommt.

Bertha Büchter, Kamen/Westfalen

*

Der einstige Goldschatz des Zaren bei der Bank von England existiert nicht mehr! Er wurde bereits im ersten Weltkrieg auf Befehl des Zaren nach Rußland gebracht und für karitative Zwecke verbraucht. Übrigens, das Gutachten des Professors Reche besagt gar nichts! Auch „Kapazitäten" können sich irren. Ich erinnere nur an die zahlreichen Blamagen namhafter Kunstexperten, die falsche Bilder für „echt" erklärt haben.

Hugo Kotulla, Ludwigshafen, Privathistoriker

*

Dies zu Ihrem Bericht „Sie ist Anastasia": Wenn man sicher ist, daß das Bild der Franziska Schanzkowski vorsätzlich verfälscht worden ist, bestraft man hoffentlich auch den Fälscher und die falschen Zeugen gebührend und der Schwere des „Falles" entsprechend.

Dr. Brigitte Marquardt, Düsseldorf

*

Etwas abgeschmackt finde ich, daß nun auch Sie Bilder von der Romy Schneider bringen — siehe Heft 52. Fest steht doch, daß sie nie eine künstlerische Leuchte war. Die Werbung ihrer Mutter scheint nunmehr restlos zu versagen.

Rudolf Gawenat, Bad Godesberg

LESERBRIEFE

Sie haben in der Nr. 5 ein Bild gebracht von einem Hund in Gipsverbänden. Ist dieses Hundchen schon vergeben? Ich würde mich sehr freuen, wenn ich ihm eine Heimat bei mir geben könnte. Bitte schreiben Sie mir, wo er sich im Augenblick befindet.

Frau Irmgard v. d. Weternig, Emmerich/Rh.

Anmerkung der Redaktion: Auf Grund von 52 schriftlichen und 17 telefonischen Anfragen haben wir uns erkundigt. Der kleine Hund mit Namen Scamp ist „Amerikaner". Er befindet sich noch im Tierhospital von Boston. Nach Auskunft der behandelnden Ärztin, Dr. Margnret Petrack, wird er hier noch zwei Wochen bleiben müssen, bis seine Verletzungen ausgeheilt sind. Es haben sich bereits so viele Bostoner Bürger bereit gefunden, das Tier aufzunehmen, daß über Scamps neue Heimat wahrscheinlich das Los entscheiden muß.

*

Zu der „verrücktesten Idee des Jahres" (Nr. 3, Seite 12) gestatten Sie mir zu sagen, daß die Idee der Ärztin Dr. Barbara Moore durchaus nicht verrückt ist, ja vielleicht nach 50 bis 100 Jahren als normal gelten wird. Heute, mit 78 Jahren, ist beschwingtes Wandern und Bergesteigen meine höchste Lebensfreude, wenn die Berge hoch genug sind.

Julius Forche, Kleve/Ndrh.

*

Selten sah ich eine Bildserie, die mich dermaßen mit Staunen erfüllte, wie die von der BB und ihrem Baby. Ob die Schauspielerin keine Scham empfindet, derart ungepflegt sich als Wöchnerin zu präsentieren? Wenn sie auch sonst immer ungekämmt rumläuft und sich dabei wohlfühlt, als Frau, die gerade das Wunder der Menschwerdung hinter sich hat, sollte sie so etwas unterlassen. Ich habe selber drei Kinder und habe einmal eine ungepflegte Wöchnerin erlebt, aber die wurde von den Hebammen des Elisabeth-Krankenhauses in Oberhausen gewaschen und gekämmt. Ob sich keiner findet, der das mal bei der BB versucht?

Anneliese Brandscheid, Sterkrade

*

Ihr aufschlußreicher Artikel „SOS" in Nr. 2 hat mir gut gefallen. Wären die vielen Rüstungsmillionen nicht besser und sinnvoller verwendet, wenn man mit den Sowjets auf wirtschaftlichem Gebiet wetteifern würde, indem man die unterentwickelten Völker bei ihrem Aufbau tatkräftig unterstützt?

Dr. med. H. J. Beckers, Würzburg

Das Bild der Woche

NEUE JLLUSTRIERTE



Überleben ist alles!

Nie zuvor in der Menschheitsgeschichte haben zwei- und vierbeinige Wesen in so gemeinsamer Entschlossenheit an der Erreichung eines Zieles gearbeitet: an der Möglichkeit des Überlebens! „Miß Sam" (rechts), so nennen die Raketenspezialisten zärtlich-naiv das willenlos „eingekapselte" Geschöpf, das ungefragt einem Experiment unterworfen wird, von dem man sagt, daß es dem Fortschritt der Menschheit diene. 3,2 kg ist „Miß Sam" schwer. 8 Minuten raste sie in der hermetisch verschlossenen Kapsel einer Rakete durch den Weltraum. Dann wurde „Miß Sam" erlöst — die Kapsel ausgeklinkt! An einem Fallschirm schwebte das Äffchen 10 km vom Startplatz entfernt in die See und wurde geborgen. — Acht Minuten Angst . . . 72 Stunden lang eiserne Entschlossenheit: Das unterscheidet Mensch und Tier! Freiwillig stellte sich der Luftwaffensoldat Bruce C. Barwise in den Dienst des Fortschritts. Alles o. k., drückt sein Blick aus. Noch einmal siebt Bruce durch das Bullauge der aus wasserdichtem Metall hergestellten Überlebenskapsel, dann lassen ihn seine Kameraden in das eiskalte Wasser des Erie-Sees hinunter. Ein 72-Stunden-Test beginnt. Von seinem erfolgreichen Ausgang hängt es ab, ob die Kapsel serienmäßig für den neuen US-Super-Bomber B-58 hergestellt wird. Wie sein vierbeiniger Schöpfungs-Gefährte Sam nach acht Minuten, wurde Bruce nach 72 Stunden planmäßig geborgen. Der Unterschied: Soldat Barwise konnte erzählen, wie es ihm ergangen war. Äffchen „Miß Sam" litt stumm!

Prinz Peter IV. regiert



Sensationelle Meldung aus Köln:

Ein „Imi" wurde Prinz

Die Proklamation des närrischen Dreigestirns Prinz, Bauer und Jungfrau im Kölner Karneval 1960 war der schlagende Beweis dafür, daß die Kölner Jecken die närrischen „Gesetze" nicht so ernst nehmen, wie manche Kritiker behaupten. Der neue Prinz, Peter Neufert, 34 Jahre alt, Architekt, ist einer von den Neubürgern, die von den Einheimischen schlechthin „Imi" genannt werden. Auch seine Mitregenten, Ihre Lieblichkeit die Jungfrau und Seine Deftigkeit der Bauer, bestehen nur vor närrischer Logik: Die Jungfrau ist ein Mann in den besten Jahren, 51 Lenze jung, Bundesbahnbeamter; der deftige Bauer, aller Tradition zum Trotz, ist mit 26 Jahren der Jüngste im närrischen Triumvirat.



Die nächste Ausgabe der „Neuen Jllustrierten ist eine Karnevalsnummer, so farbig und närrisch wie noch nie!



Die Spur führt nach Arizona

Beamte der amerikanischen Bundespolizei durchsuchen die Garage des Naturheilkundigen William A. Turka in einem einsamen Haus bei Phoenix in Arizona. Sie entdecken große Mengen Dynamit. Und in dem Haus neben dem Dynamitlager hielt sich Dr. Spears verborgen, der im Verdacht steht, auf teuflische Weise ein Flugzeug zum Absturz gebracht zu haben.

Delta N antwortet nicht

Das geheimnisvollste Verbrechen unserer Zeit

Sonderbericht von Kurt Juhn, New York

Am 16. November 1959 startet in Tampa/Florida kurz nach Mitternacht das Passagierflugzeug Delta N 4891 C zu seinem Schicksalsflug. 42 Menschen sind an Bord. Um 0.50 Uhr meldet sich die Maschine über dem Golf von Mexiko: „Kurs 280 Grad, Höhe 9200 Fuß, an Bord alles okay." Fünf Minuten später versucht eine Bodenstation, Verbindung mit der Maschine aufzunehmen. Aber Delta N antwortet nicht mehr. . . In den nächsten Tagen werden Leichen und Wrackteile aus der See geborgen. Zuerst bleiben die Ursachen der Katastrophe im dunkeln. Doch dann enthüllt sich das Unglück als das grausamste Verbrechen unserer Zeit.

In seinem lichtdurchfluteten Büro in Los Angeles sitzt Staatsanwalt William B. McKesson mit dem Chef seines Beamtenstabs, Julian R. Blodgett. Ihre Gesichtszüge sind düster.

„Der Mann hat meiner Ansicht nach 42 Menschen bestialisch ermordet", sagt Blodgett. „Und mein Verdacht hat gute Gründe, Mr. McKesson."

„Aber er ist doch selbst dabei zugrunde gegangen", wendet der Staatsanwalt ein. „Was hätte das für einen Sinn?"

„Ich wette mit Ihnen zehn zu eins", antwortet Blodgett, ohne die Stimme zu heben, „daß seine trauernde Witwe schon wieder mit ihrem angeblich toten Gatten zusammen ist."

„Mr. Blodgett", sagt der Staatsanwalt, „ich kenne Sie zu gut, um eine Theorie von Ihnen abzulehnen, nur weil sie mir im ersten Augenblick verrückt erscheint! Aber haben Sie etwas Greifbares?"

Blodgett lächelt. Er hebt das Telefon ab: „Bessie, lassen Sie Dr. Loomis vorführen!" Dann sagt er zum Staatsanwalt: „Eine Bitte, Mr. McKesson: Ich weiß so gut wie Sie, daß Loomis kein wirklicher Doktor ist. Aber er hört es gern, wenn man ihn mit dem Titel anspricht. Ich brauche ihn gut gelaunt und redselig."

Der Mann, den ein Sergeant kurz darauf hereinführt, ist etwa fünfzig Jahre alt. Er sieht die Beamten nervös an. Blodgett schiebt einen Sessel näher und bedeutet Loomis freundlich, sich zu setzen.

„Mr. McKesson", sagt er dann, „das ist Dr. Donald Loomis, 51 Jahre alt, mehrmals vorbestraft. Dr. Loomis, weshalb standen Sie im Vorjahr hier in Los Angeles zuletzt vor Gericht?"

„Weil ich zusammen mit Dr. Robert Vernon Spears eine Frauenklinik für besondere Fälle eingerichtet hatte."

„Wurden Sie verurteilt?"

„Nein. Wir wurden beide gegen Kaution freigelassen."

„Wann war das?"

„Am 31. Juli 1959."

„Was geschah weiter?"

„Im November wurde ich wieder vor Gericht geladen. Der Gerichtsvorsitzende Herbert Walker hob die Anklage auf, weil der Hauptbeschuldigte, mein Freund Dr. Spears, gestorben war."

„Ich selbst brachte dem Richter Walker die notwendigen offiziellen Papiere", setzt Blodgett fort. „Bestätigung der Luftfahrtgesellschaft, daß Dr. Robert Vernon Spears am 16. November 1959 um 12.32 Uhr nachts in Tampa, Florida, das Flugzeug bestieg, das von Miami kam und nach New Orleans weiterflog, aber dann über dem Golf von Mexiko abstürzte."

McKesson nickt.

Blodgett fährt fort. „Kannten Sie Dr. Spears von früher, Dr. Loomis?"

„Ja, wir waren Freunde. Gute Freunde."

„Dr. Loomis war mit Spears zusammen im Gefängnis", erklärt Blodgett und wirft einen schnellen Blick in sein Notizbuch. „Spears hat auf diese Art viele Freundschaften geschlossen. Er hat in den 65 Jahren seines Lebens nicht weniger als neun verschiedene Staatsgefängnisse kennengelernt!" Er wendet sich Loomis zu: „Sie kannten sicher auch Frau Spears?"

„Natürlich kenne ich Frances Spears. Eine nette, kluge Frau."

„Auch die Kinder?" fragt Blodgett zum Erstaunen des Staatsanwalts.

„Auch die Kinder", antwortet Loomis. „Kenneth ist zwei Jahre alt, und das Mädchen Debra Robin ist erst zehn Monate."

„Dann wissen Sie vielleicht auch, ob Dr. Spears bei der Geburt seines Sohnes und seiner Tochter einen Gynäkologen zugezogen hat?"

„Dr. Spears?" gibt der Gefragte mit einem breiten Grinsen zur Antwort. „Keine Spur. Er war doch ein Naturheilkundiger. Und ein wunderbarer Hypnotiseur. Die beiden Kinder sind unter Hypnose zur Welt gekommen."

„Interessant. Glauben Sie, daß das stimmt?"

„Gar kein Zweifel", sagt der Verhörte eifrig, der nun erkannt hat, daß es ja gar nicht um ihn, sondern um Spears geht. „Wir haben ja in unserer Klinik niemals chirurgische Eingriffe vorgenommen. Ich bin Chiropraktiker, und Dr. Spears behandelte bloß mit Hypnose, Heilkräutern und Heilstätten."

„Augenblick, Dr. Loomis", wirft McKesson stirnrunzelnd ein. „Wollen Sie behaupten, daß Sie und Ihr Freund Spears alle Patientinnen in der sogenannten Klinik ohne Operation, nur durch Hypnose und Heilkräuter, beziehungsweise Massage, behandelt haben und die gewünschten Erfolge damit erzielten?"

„Nein", gibt Loomis zu. „Oft nutzte es nichts, und die Mädel kriegten Kinder."

„Stimmt", sagt Blodgett trocken. „Steht in den Akten. Sergeant Hennings vom Dezernat Laster und Rauschgift hat zu Protokoll gegeben, daß Spears seine Kundinnen ums Geld brachte, ohne ihnen etwas zu tun. Allerdings auch ohne ihnen zu helfen. Sagen Sie, Loomis, war Ihr Freund Spears auch sonst geschickt? Ich meine mit Werkzeugen, Apparaten und dergleichen?"

„Robert? Das will ich meinen. Ein richtiger Teufelskerl, Mr. Blodgett. Der konnte alles reparieren."

„Dr. Loomis, erinnern Sie sich, im Zusammenhang mit Spears schon einmal den Namen Taylor gehört zu haben? William Allen Taylor."

Loomis antwortet nicht gleich.

„William Allen Taylor", wiederholt er nachdenklich. „Das könnte der Bill sein, den er manchmal erwähnte, ja, ich glaube, der Name war Bill Taylor. Robert war mit ihm entweder in Maryland oder in Kanada im Gefängnis. Wenn es der ist, so weiß ich was sehr Komisches über ihn. Hab' mich halbtot gelacht, wenn Robert die Geschichte erzählte. Das ist doch der Mann, der immer weggesehen hat, wenn Robert ihn anguckte."

Fortsetzung Seite 43



Wo die „Kobaltbombe" versagte...

Hinter meterdicken Betonmauern wird das vom Krebs befallene Gewebe des Patienten der Bestrahlung durch radioaktives Kobalt ausgesetzt. Diese bisher stärkste Waffe gegen die unheimlichste und tödlichste Krankheit der modernen Zivilisation wird in unserer Zeit, in der so viel von Atombomben und Raketen geredet wird, „Kobaltbombe" genannt. Die medizinische Wissenschaft und Tausende von Patienten verdanken dieser Art von Bestrahlung große Heilerfolge. Trotz dieses gewichtigen Verbündeten gegen die mörderische Krebskrankheit stirbt heute noch mindestens jeder sechste Mensch auf der Welt an Krebs.

... da half Petroleum!

Eine Sonderkommission von Medizinern bereist jetzt einige entlegene Dörfer Jugoslawiens. Nur wenige exakte wissenschaftliche Daten können die medizinischen Forscher bei den einfachen Leuten aufzeichnen, die nach dem Genuß von Petroleum vom hoffnungslosen Fall zum völlig gesunden Menschen wurden. 16 Fälle sind bisher bekannt geworden, in denen destilliertes Petroleum Krebskranken entweder völlige Heilung brachte oder eine deutlich erkennbare Besserung. Das aber ist zu wenig, um das Petroleum — oder vielmehr eines seiner Bestandteile — als sicheres Heilmittel anerkennen zu können. Es könnte sogar sein, daß das Petroleum erst nach der vorausgegangenen radioaktiven Bestrahlung der krebskranken Gewebe den Heilerfolg brachte. Der verantwortungsbewußte Arzt muß also vorerst energisch nein sagen zu der Therapie mit dem Hausmittel Petroleum. Wissenschaftlich exakt nachweisbar ist bisher nur, daß der Genuß von Petroleum bei gesunden Menschen Krebskrankheit erregen kann.

Petroleum gegen Krebs





Mit 70 Jahren: Vom Totenbett zur Feldarbeit. Die Bäuerin Milena Milojević bekam den „Petroleum-Tip" von ihrer Freundin Jovanovič. Nach einer fünfwöchigen Kur schien sie geheilt. Die jugoslawischen Ärzte beobachten alle diese „Wunderfälle" genau. In aller Welt warten die Experten gespannt auf die Ergebnisse, und sie bleiben dabei skeptisch: Zu viele leichtfertig erweckten Hoffnungen auf „Wundermittel" sind wieder zunichte geworden — mit verheerender Wirkung auf die Kranken.

„Zwei Eßlöffel täglich", erzählte die 65jährige Bäuerin Rosa Jocić dem Wissenschaftler, „nahm ich aus dieser Flasche." Das Petroleum ist zwar destilliert, trotzdem dürfte es wegen seines penetranten Geruchs schwerer einzunehmen sein als die ekelhafteste Medizin. Aber die 65jährige Frau, die aus der Überlieferung noch eine Reihe von Hausmitteln kennt, von denen einige heute Bestandteile einer wissenschaftlich fundierten Behandlungsweise sind, schwört auf das „Wundermittel" Petroleum.



„Mein Mann zwang mich auf dem Sterbebett", berichtet Frau Zivka Jovanovič, „das Petroleum zu trinken." Wenige Wochen später schien sie völlig gesund. Aber auch das wissen die Ärzte noch nicht: Ist es nur eine vorübergehende Heilung oder eine endgültige? Immerhin gehört Frau Jovanovič zu denen, deren Heilung schon drei Jahre zurückliegt.

Drei serbische Bäuerinnen, die von der Krebskrankheit befallen waren, tranken Petroleum und wurden gesund. Das ist die nackte Meldung, die jüngst die Weltöffentlichkeit alarmierte. „Vorsicht, Vorsicht!" sagten die Wissenschaftler, „Petroleum-Genuß verursacht Krebsgeschwulste." Die „Neue Jllustrierte" veröffentlicht als erste deutsche Zeitschrift den Bericht einer Ärzte-Kommission, die jetzt die Möglichkeit einer „Wunderheilung" durch Petroleum untersuchte.



Die „Unheilbare" heilte sich heimlich

Teresia Roca ist das Paradestück der „Petroleum-gegen-Krebs-Bewegung" in Jugoslawien. Sie ist die Schwester eines hohen Funktionärs. Ihr standen die besten Ärzte des Landes zur Verfügung, und darum ist sie nicht von dem unwägbaren Kräuterfrauen-Nimbus umwoben wie die drei geheilten Bäuerinnen. Ihre Ärzte hatten sie als unheilbar aufgegeben. Sie behandelte sich selbst acht Wochen lang mit Petroleum und stellte sich dann wieder den Ärzten. Ungläubig und überrascht kamen die Mediziner zu dem Schluß: sie ist geheilt. Nach diesem Fall erst wurden die Untersuchungen der Petroleum-Heilergebnisse von Staats wegen auf eine breite Basis gestellt. Aber ehe die langen Testreihen mit Meerschweinchen zu einem verläßlichen Ergebnis führen können, wird noch viel Zeit vergehen. Immerhin erinnern sich die Wissenschaftler, daß die „Volksmedizin" in Jugoslawien schon einmal der Forschung voraus war: Anfang des Jahrhunderts berichteten Reisende, daß bosnische Frauen verschimmelte Erde auf offene Wunden legten — 40 Jahre, bevor im Schimmelpilz das Penicillin entdeckt wurde.

Die Liebe befahl ihr: Kehr um! Der Taxifahrer brach alle Geschwindigkeitsrekorde. Die junge Frau, die er vom Flugplatz Orly abgeholt hatte, trieb ihn zu größter Eile an. Vor ihrer Pariser Wohnung angekommen, hastete Irène Tunc, ehemalige Miß Frankreich, mit großen Sätzen die Treppen hinauf. Als sie die Tür ihres Appartements öffnete, bot sich ihr ein schrecklicher Anblick: Ihr Ehemann Yvan Govar lag mit aufgeschnittenen Pulsadern im blutbeschmierten Bett. Später — im Krankenhaus — erklärte man ihr: „Wären Sie nur fünf Minuten später gekommen, wäre Ihr Mann nicht mehr zu retten gewesen. Eine Überdosis Schlaftabletten und der große Blutverlust hätten ihn das Leben gekostet." Tag und Nacht wacht die Schönheitskönigin nun am Bett ihres Mannes, um ihn gesund zu pflegen.



5 Minuten schneller als der Tod

Erst seit wenigen Monaten ist die ehemalige Miß Frankreich (rechts) mit dem jungen Regisseur Yvan Govar verheiratet. Jüngst hatte sie in Rom zu tun, wo sie mit dem Prinzen Filippo Orsini ausging. Ein Fotograf entdeckte die beiden in einem Nachtklub (links). Bilder davon sah der zurückgebliebene Ehemann. Sofort rief er seine Frau in Rom an und bat sie flehentlich, sogleich zu ihm zurückzukehren. Irène, von einer dunklen Ahnung zur Eile getrieben, verließ Rom noch mit dem nächsten Flugzeug. Tatsächlich hing das Leben ihres eifersüchtigen Mannes nur von wenigen Minuten ab. Dem Genesenden schwor die Schönheitskönigin: „Ich werde dich nie verlassen!"

Ein Sternchen will Star werden und spielt:

„Ein Miststück"







Hemmungslos, dumm... berechnend!

So soll die als „Skandal-Nudel" verschriene Barbara Valentin in ihrer ersten Filmrolle sein. Das langhaarige Flimmerbaby mit Schmollmund und knappem Pullover erfüllt alle „einschlägigen" Voraussetzungen. Der Film trägt den anzüglichen Titel „Ein Miststück". Nun wird unter den Filmfans das große Rätselraten beginnen: Ist die Valentin auch privat berechnend, hemmungslos und ... dumm? Hat sie sich nicht recht geschickt an den jordanischen König Hussein herangemacht? Und war nicht in Venedig selbst Hollywood-Klatschtante Maxwell so entsetzt über Barbara, daß sie ihr verschiedene Obstsorten an den Kopf warf? Und gar die letzten Pressemeldungen in Sachen Valentin ...! In das Gästebuch eines Garmischer Nachtlokals soll sie geschrieben haben: „Ist der Ruf erst ruiniert, lebt sich's völlig ungeniert." — Wer so klappert, wird belohnt! Eine zweite Hauptrolle ist der Valentin sicher. Titel: „Ich bin ein schlechtes Mädchen."



„Ich verliebte mich in Pierre Jaccoud auf den ersten Blick", gestand Linda Baud vor Gericht. Sie war viele Jahre lang die Geliebte des Genfer Prominentenanwalts Pierre Jaccoud.

Das Doppelleben des Anwalts Pierre Jaccoud

Drama einer verbotenen Liebe

Ehepaar Jaccoud: Ihr Eheglück zerbrach an einer anderen Frau. Die äußeren Umstände des Falles Jaccoud haben in der ganzen Welt ungeheures Aufsehen erregt. Wochenlang rangen Sachverständige, Verteidiger und Staatsanwalt um die Bewertung von Blutspuren, Stoffresten und fragwürdigen Alibis. Die andere Seite des Dramas von der unseligen Verstrickung angesehener Bürger in Leidenschaft und Schuld beleuchtet die „Neue Jllustrierte"

Fortsetzungsbericht von Heinz Weibel-Altmeyer und Ingrid Etter



Zwischenfall beim Lokaltermin

An dieser Stelle wurde der 62jährige Landmaschinenvertreter Charles Zumbach durch vier Revolverschüsse und fünf Dolchstöße ermordet. Der Verdacht richtete sich schnell auf den Anwalt Pierre Jaccoud. Als man ihn an den Tatort führte, erlitt Jaccoud einen Schwächeanfall und brach zusammen.

Ein fliederfarbener Lieferwagen biegt in die Rue Monnetier ein. Er gehört dem elegantesten Genfer Blumenhaus Fleuriot, das die duftigen Arrangements der Millionäre, der Fürsten, der Diplomaten von Genf zu liefern pflegt.

Der Lieferwagen hält vor dem Haus Nummer 6, einem etwas düsteren grauen Bau aus den Jahren um die Jahrhundertwende. Einem der unauffälligen Bürgerhäuser, in dem alteingesessene Genfer Familien mit Vorliebe leben.

In diesem Haus wohnt Erna Jaccoud. Ein Mädchen steigt aus dem Wagen und trägt ein riesiges Bukett hinauf in den zweiten Stock.

Eine schlanke, grauhaarige Dame öffnet.

„Ich danke Ihnen, mein Kind", sagt die Dame.

„Bis später", lächelt das Mädchen. „Sicher muß ich heute noch einmal vorbeikommen . . ."

Die Dame ist Yvonne Fontana, Frau eines angesehenen Genfer Richters, seit Jahrzehnten mit Erna Jaccoud befreundet. Während der Prozeßwochen ist sie die treue Beschützerin ihrer völlig zurückgezogen lebenden Freundin.

„Rote Nelken", sagt Yvonne Fontana leise, als sie in den Salon tritt, der im Biedermeierstil eingerichtet ist.

„Von wem?" fragt Erna Jaccoud.

„Wieder von einem Mann, den wir gar nicht kennen. Diesmal aus Paris . . ."

Seit der Prozeß gegen Pierre Jaccoud im Genfer Justizpalast läuft, wird seine Frau Tag für Tag mit Blumen, Briefen, Telegrammen überschüttet . . .

„Ich weiß gar nicht, wie ich den vielen Leuten danken soll", sagt Erna Jaccoud. „Es wäre gut, wenn Sie in Ihrer Zeitschrift berichten könnten, wieviel Mut mir diese unendlich vielen Zeichen der Anteilnahme an meinem Schicksal machen. Sie kommen aus aller Welt. Man hat sogar meine Kinder und mich eingeladen. Wir können es kaum fassen . . ."

Erna Jaccoud seufzt und schweigt einen Augenblick.

Dann fährt sie fort: „Meine Kinder und ich sind dafür um so dankbarer, weil wir vorher anderes erlebt haben. Achtzehn Monate lang, seit mein Mann in Untersuchungshaft genommen wurde, waren wir Freiwild für viele Leute. In zahllosen Briefen und Telefonanrufen wurden wir fürchterlich beschimpft. »Ihr Mann ist ein Schwein . . .« Das war noch die kleinste Gemeinheit, die man uns sagte."

Erna Jaccoud hat ihren Mann niemals für einen Mörder gehalten.

Wir haben es im Genfer Schwurgerichtssaal erlebt, als sie aus dem Zeugenstuhl zu dem Gerichtspräsidenten und zu den zwölf Geschworenen hinaufrief: „Ich habe Pierre damals gefragt: »Kannst du mir schwören, daß du es nicht gewesen bist?« Er hat mir diesen Schwur geleistet, und ich glaube ihm."

Und niemand, der dabeigewesen ist, wird es jemals im Leben vergessen können, wie Erna Jaccoud sich nach diesen Worten umwandte, wie sie sich über die Barriere zu ihrem Mann hinüberbeugte, wie sie ihn in ihre Arme nahm und ihn küßte . . .

Obwohl sie ihn nicht mehr lieben kann . . .

„Meine Liebe zu ihm ist gestorben", sagt sie jetzt leise mit bebender Stimme. „Trotzdem werde ich weiter bei ihm bleiben. Das Glück der ersten fünfzehn Jahre unserer Ehe gibt mir die Kraft, die Erinnerung an die anderen furchtbaren Jahre zu meistern, als ihn seine maßlose Leidenschaft zu Linda Baud überwältigte."

Und ihre Freundin Yvonne Fontana fügt hinzu: „Solange ich Frau Jaccoud kenne, hat sie kein einziges Mal ein Wort der Klage über ihren Mann verloren. Sie hat die Tragödie ihres verlorenen Glücks immer geheimgehalten,

Drama einer verbotenen Liebe

sogar vor ihren Kindern. Bis die Polizei kam..."

Niemand sollte tiefer in die Hintergründe des Dramas blicken dürfen. So wollte auch sie es. Genau wie ihr Mann, genau wie Linda Baud, genau wie die vielen anderen in den Fall Verwickelten.

Selbst vor Gericht ist vieles verschwiegen worden.

Weshalb?

Der Geist Calvins lebt heute noch in Genf. Der Geist jenes puritanischen Glaubenskämpfers, der vor vierhundert Jahren Frauen in der Rhone ertränken ließ, nur weil sie ein zu buntes Kleid getragen hatten.

Diesen Geist fürchten nicht nur die Schuldigen, sondern auch die Opfer. Gegen ihn versuchen sie eine Mauer des Schweigens aufzubauen. Vor ihm flüchten sie...

Aber jetzt will Erna Jaccoud zum erstenmal sprechen.

Nach den überwältigenden Beweisen der Anteilnahme vieler Menschen an ihrem Schicksal will sie ihr Schweigen brechen.

„Ich will Ihnen erzählen, wie ich ihn erlebt habe", sagt sie. „Ich will Ihnen zeigen, weshalb ich niemals daran glauben kann, daß er zum Mörder geworden sein soll. Seine Leidenschaft zu Linda Baud ist eine tragische Verirrung. Aber sie kann ihn nicht so verblendet haben, daß er deswegen einen Menschen getötet hätte. Einen Menschen, den er gar nicht gekannt hat..."



Sie kämpften um Jaccouds Freiheit: der Genfer Anwalt Dupont (links) und der für seine scharfen Attacken bekannte Maître Floriot aus Paris. Er blieb seinem Ruf auch im Genfer Sensationsprozeß nichts schuldig...

*

Pierre Jaccoud ist zweiundzwanzig Jahre alt, als ihm während eines Konzertes in Genf zum erstenmal die damals zwanzigjährige Erna Berthou begegnet.

Sie ist ein zierliches dunkelhaariges Mädchen, Tochter eines Geschäftsmannes.

Ein Freund macht sie miteinander bekannt. Sie sprechen über Musik, und sie entdecken, daß sie beide von Mozart begeistert sind.

Ein paar Tage später treffen sie sich wieder bei einer Musikveranstaltung. Diesmal vertiefen sie sich so sehr in ein Gespräch, daß Pierre das Mädchen bittet, sie nach Hause begleiten zu dürfen, damit sie noch ein wenig weiterplaudern können.

Und auf einmal sprechen sie nicht mehr über Musik, sondern über sich.

So beginnt ihre Freundschaft.

Viel Zeit für ein Mädchen besitzt Pierre Jaccoud in den nächsten Wochen allerdings nicht. Er steht kurz vor dem juristischen Examen.

„Mein Vater will, daß ich mit Auszeichnung bestehe", sagt ihr Pierre einmal. „Ich möchte ihn um keinen Preis enttäuschen. Er ist ein bedeutender Mann. Und oft habe ich Angst, daß ich nie ein ähnliches Format erreichen werde."

Erna Berthou, die als Sekretärin bei einer städtischen Behörde arbeitet, kennt den Vater ihres Freundes, wie viele Genfer ihn kennen.

Dieser André Jaccoud ist ein kleiner, flinker Mann mit roter Haarbürste und gezwirbeltem Kaiser-Wilhelm-Bart. Ein ehrgeiziger, zäher Mann, der als Angestellter in einem Rechtsanwaltsbüro anfing und es inzwischen zum Teilhaber einer Praxis gebracht hat.

Sein Sohn aber, so will es André Jaccoud, soll eine noch viel glänzendere Karriere machen. Er soll einer der bedeutendsten Anwälte der Schweiz werden, wenn möglich der berühmteste...

Vielleicht rührt die Besessenheit des alten Herrn daher, daß seine Familie nicht zu den alteingesessenen Genfer Kreisen gehört, die schon zu Calvins Zeiten tonangebend waren.

Die Jaccouds stammen aus Savoyen. Sie sind „Savoyarden", wie man in Genf sagt. Und diese Abstammung bedeutet für viele beinahe etwas Schimpfliches.

Denn die „Savoyarden" versuchten in alter Zeit mehrfach, sich der reichen Stadt Genf zu bemächtigen. Mit wenig schönen Mitteln...

Noch heute feiern die Bürger der Stadt an jedem 12. Dezember das turbulente Fest der „Eskalade". Es soll daran erinnern, daß an diesem Tag vor mehr als vierhundert Jahren die tapferen Bürger von Genf den Sturm der „Savoyarden" auf ihren Stadtmauern abwehrten, indem sie Kübel kochender Gemüsesuppe und Schüsseln heißen Gänseragouts auf die an ihren Sturmleitern hängenden Feinde aus Savoyen hinabgossen...

Der Nachkomme eines „Savoyarden", Pierre Jaccoud, sollte es schaffen, die Barriere zu überspringen, die von den traditionellen Genfer Familien errichtet ist...

Als Erna Berthou ihn kennenlernt, hat er bereits gesellschaftliche Anerkennung erreicht: er ist Präsident der Studentenverbindung „Belles Lettres", einer bürgerlich-konservativen Gruppe.

Nun bedeutet so ein Titel in der Schweiz mehr als anderswo. Die gesellschaftliche Stellung eines Schweizer Bürgers ist nicht zuletzt daran abzulesen, wie vielen Vereinen, Verbänden, Korporationen und sonstigen Verbindungen er angehört und in wie vielen dieser Gruppen er es gar zum Präsidenten gebracht hat...

Pierre Jaccoud wird schon als Student Präsident. Zwanzig Jahre später wird er die Zahl seiner Funktionen und hohen Titel kaum mehr übersehen können.

Erna Jaccoud sagt heute: „Er war damals schon etwas kränklich, weil er sich überanstrengte. Sein schmales, scharf geschnittenes Gesicht wirkte oft blaß und übernächtig, weil er Tag und Nacht studierte."

Auch einstige Kommilitonen erinnern sich heute noch sehr genau an ihn. Einer von ihnen erklärt: „Jaccoud gehörte zu den Fleißigsten und Strebsamsten unter uns. Körperlich war er ein Schwächling, geistig ein Riese. Schon immer hing er gern an romantischen Neigungen. Eine besondere Vorliebe besaß er fürs Theaterspielen. Seine Glanzrolle hatte er damals in dem Stück seines Lieblingsdichters Musset: »Man spielt nicht mit der Liebe.«"

Ein anderer sagt: „Jaccoud hatte eine weiche, einschmeichelnde Stimme, der niemand widerstehen konnte."

Sein bester Freund bei der Studentenverbindung ist lange Zeit der wenige Jahre jüngere Pierre Moriaud. Später, als Jaccoud großen Einfluß im Genfer Justizministerium gewonnen hat, fördert er diesen Moriaud besonders und schlägt ihn eines Tages für die Position eines Untersuchungsrichters vor.

Derselbe Moriaud wird Jaccoud 1958 verhaften...

Drei Jahre dauert die Prüfungszeit, die sich Pierre Jaccoud und Erna Berthou auferlegen.

„Dann haben wir 1933 geheiratet", berichtet Erna Jaccoud weiter. „Nur weil wir uns liebten, haben wir geheiratet und begonnen, zusammen unser Leben aufzubauen. Damals hatten wir beide kein Geld. Unser einziges Kapital war unsere Liebe..."

Jaccoud tritt um diese Zeit in die Praxis seines Vaters ein. Und als der bald darauf stirbt, liegt auf dem jungen Rechtsanwalt die ganze Verantwortung für den Erfolg der Kanzlei.

Aber er schafft es. „Mit seiner Goldstimme und seiner Arbeitswut, mit seiner Zähigkeit vor Gericht und mit seiner absoluten Sauberkeit kam er sprunghaft vorwärts..." So urteilt ein Kollege über ihn.

Nach kurzer Zeit kann Jaccoud es sich leisten, die Kanzlei in die Rue de la Corraterie, eine der besten Geschäftsstraßen im Bankenviertel von Genf, zu verlegen. Und dort dauert es nicht lange, bis er sich endgültig durchgesetzt hat.

Die großen Fälle fliegen ihm zu. Er kämpft um Ali Khans Scheidung von Rita Hayworth. Er vertritt die Begum.

Er gehört zu den einflußreichsten Genfer Bürgern.

Aber er hat einen hohen Preis dafür bezahlt. Er hat seinem schwächlichen Körper zuviel abverlangt. Nächte im Büro über den Akten. Nächte in Gesellschaft der Prominenz, der Parteifreunde, der Industrie. Nächte mit Sitzungen der verschiedensten Vereine, Gesellschaften und Institutionen, deren Präsident er ist.

Immer seltener findet er Zeit, sich in seiner Stadtwohnung in der Rue de Monnetier auszuruhen oder draußen in seinem einsamen Chalet, fünfzehn Kilometer südlich von Genf, auszuspannen.

Er beginnt Tabletten einzunehmen. Aufputschende Mittel, wenn er arbeiten muß. Schlafmittel, wenn er ein paar Stunden Ruhe braucht. Er verfällt den Tabletten.

Seine Frau warnt ihn. Sie sieht, wie er sich ruiniert. Sie sieht, wie er ihre Ehe ruiniert.

Der Sohn Alain und die beiden Töchter Sylviane und Martine brauchen ihren Vater. Er sollte sie behutsam ins Leben führen, ihnen Schritt für Schritt behilflich sein. Aber sie sehen ihn kaum. Sie hören und lesen fast nur von ihm und von seinen Erfolgen.

Und sie bekommen Minderwertigkeitskomplexe diesem großen Vater gegenüber. Sie erleben das, was auch Pierre Jaccoud in seiner Jugend erlebt hat... So werden die Psychiater später einmal im Gericht vortragen.

Jaccoud sieht nur noch seinen Erfolg als internationaler Anwalt, als weit emporgerückter Politiker der Radikalen Partei.

Hin und wieder versucht seine Frau, ihn wehmütig an die ersten Jahre ihrer Liebe zu erinnern. An die Zeit, als er noch die meisten Abende im Kreis der Familie verbrachte. Als sie gemeinsam musizierten, gemeinsam Bücher lasen, mit Freunden Ausflüge machten.

Die fünfzehn glücklichen Jahre ihrer Ehe sind vorbei. Jaccoud findet den Weg nicht mehr zu seiner Frau, die sich selbst, die ihm und seinen Kindern immer treu geblieben ist.

„Vielleicht ist alles nur geschehen, weil ich keine Schauspielerin bin", sagt Erna Jaccoud heute. „Ich konnte ihm nicht das vorspielen, was Linda Baud konnte..."

*

Empfang bei Radio Genf...

Die Mitglieder des Verwaltungsrates, Künstler, Abteilungschefs und einige Damen aus der Verwaltung nehmen daran teil.

Jaccoud kommt etwas zu spät, und er hat die Absicht, auch ein wenig früher wieder wegzugehen. Niemand wird es ihm übelnehmen. Jeder weiß, welch gehetztes Leben er führt.

Präsident des Verwaltungsrates von Radio Genf ist er schließlich nur nebenbei...

Plötzlich spürt er einen Blick. Zwei braune Augen sehen ihn an, dunkle, etwas verträumte Augen mit langen Wimpern.

Das Mädchen, dessen Augen den berühmten Anwalt unverwandt ansehen, mag 25 Jahre alt sein.

„Wer ist die junge Dame da drüben?" fragt Jaccoud seinen Nachbarn.

„Das ist Linda Baud, eine unserer Sekretärinnen", erwidert der Nachbar.

„Sie strahlt einen ungewöhnlichen Charme aus", sagt Jaccoud.

„Wegen ihrer Schönheit nennt man sie hier im Hause Poupette... Püppchen."

Jaccoud wechselt schnell das Thema. Was soll man von ihm denken, wenn er solche Fragen stellt?

Aber sobald er sich unbeobachtet glaubt, wird sein Blick immer wieder von den braunen, verträumten Augen der Sekretärin Linda Baud angezogen. Es ist wie ein magischer Zwang...

Jaccoud geht nicht vorzeitig, wie er es sich vorgenommen hat. Er ist in einer aufgeräumten Stimmung, wie er sie lange nicht mehr erlebt hat. Er plaudert und trinkt und spaziert an diesen und jenen Tisch, gesellt sich hier und dort zu einer Gruppe.

Und plötzlich tritt er neben Linda und spricht sie an.

Nach einigen Höflichkeitsfloskeln und belanglosen Sätzen über den Abend sagt er leise: „Ich würde mich freuen, wenn wir einmal zusammen dinieren könnten", sagt er leise. „Ohne so viele Leute..."

Die braunen Augen blicken ihn an, erstaunt, ein wenig verwirrt.

„Vielleicht schon morgen?" lächelt Jaccoud. „Ich würde Sie gern um halb sieben vor dem Portal des Funkhauses abholen. Einverstanden?"

Die langen dunklen Wimpern senken sich einen Augenblick.

Über Jaccouds Gesicht huscht ein Lächeln. Dies war eine Zusage. Die erregende Zusage eines bezaubernden Mädchens.

Als er wenig später heimfährt, überlegt er sich nicht wie üblich die vielen Termine des nächsten Tages.

Er denkt nur daran, daß er morgen ab sechs Uhr frei sein muß. Für das Mädchen mit den verträumten Augen...

*

Es bleibt nicht bei diesem einen Essen. In den nächsten Wochen gehört fast jeder Abend Linda Baud.

Die Entschuldigungen, mit denen er seiner Frau gegenüber sein Doppelleben tarnt, sind nicht mehr zu zählen.

An einem dieser Abende wartet Linda bereits am Portal des Rundfunkhauses auf ihn. Als der Wagen Jaccouds vorfährt, läuft sie ihm strahlend entgegen.

Sie steigt ein, schmiegt sich an Jaccoud und flüstert: „Pierre..."

Während er den Wagen wendet, fragt sie: „Wohin fahren wir heute abend? Nach Annecy? Oder willst du wieder bis nach Lausanne?"

Er schüttelt lächelnd den Kopf. „Es wird ein sehr kurzer, aber sehr schöner Ausflug werden. Ich glaube nicht, daß du es erraten kannst."

Sie betrachtet ihn erstaunt. „In dein Büro?"

„Nein, in deine neue Wohnung..."

„Ich verstehe dich nicht, Pierre."

Er lacht. „Ich habe hier ganz in der Nähe von Plainpalais ein kleines Studio für dich gemietet, keine fünfhundert Meter entfernt vom Funkhaus. Damit du jeden Abend ganz schnell dort sein kannst, wenn ich auf dich warte."

„Pierre!" Sie umschließt zärtlich seine Hand. „Du darfst mich nicht so sehr verwöhnen."

„Ich werde dich nie genug verwöhnen können, um dir für deine Liebe zu danken."

„Sei still, Pierre", sagt sie leise. „Auch für mich ist deine Liebe so wunderbar, daß ich mich jeden Tag hundertmal hüten muß, um nicht allen Menschen zu erzählen, wie glücklich ich bin..."

Das Studio ist eine Appartementswohnung in einem riesigen Mietshaus, in dem kein Mieter auf den anderen achtet.

So grotesk es klingt: Neun Jahre wird niemand entdecken, daß sich Linda und Pierre Jaccoud regelmäßig hier treffen.

Aber im Salon dieses Studios spielt sich in den nächsten Jahren fast alles ab, was schließlich zu der entsetzlichen Tragödie des Falles Jaccoud führen wird.

(Fortsetzung folgt)

Der Duft der grossen, weiten Welt!

Gewiss sind die Schlagbäume
noch da ... aber sie stehen doch
schon meistens offen ... wie die Herzen!









Morgen

Roman tapferer Herzen

Von Eva Amrain

Sie lieben einander, aber sie sind verschieden wie Feuer und Wasser: die Ärztin Eva Asam und ihre Schwester Barbara Lucius. Die junge Ärztin, kühl und ehrgeizig, geht ganz in ihrer Arbeit auf, und die Liebe zu ihrem künftigen Mann, dem Professor Morbach, ist nicht zu trennen von ihrem Respekt vor dem berühmten Chefarzt. Für die leidenschaftliche Barbara dagegen gibt es nichts im Leben als das Glück ihrer Ehe. Diese Ehe aber ist aufs höchste gefährdet. Joachim Lucius, nach einer unglücklich verlaufenen Operation erblindet, zieht sich von seiner Frau immer mehr zurück. Eva erfährt von dem Kummer ihrer Schwester, gerade zu einem Zeitpunkt, da vieles andere auf sie einstürmt. Im Krankenhaus bäumt sich die kleine Anke mit den letzten Kräften ihres jungen Lebens gegen den Tod auf. Und die unerfahrene, übersensible Filmschauspielerin Sylvia Herzog wehrt sich nach einem Selbstmordversuch ebenso erbittert gegen die Rückkehr ins Leben. Ihre unglückliche Liebe zu dem Regisseur Mark Hartmann läßt sie an allem verzweifeln. Da riskiert Eva ohne Wissen ihres Verlobten und Chefs einen letzten Versuch: Sie befiehlt der apathischen Sylvia, mit ihr in das Zimmer der todkranken Anke zu gehen. Dort, am Krankenbett der kleinen Anke, soll sie Furcht vor dem Tode lernen ... Die junge Ärztin ist sich darüber klar, wie gefährlich ihr Experiment ist. Lebensgefährlich ...

Presserechte: Dukaspress, Hamburg

So aufgewühlt ist Eva Asam, daß sie jetzt nicht allein sein kann. Sie beschließt, sich ihrem Verlobten, dem Professor Morbach, anzuvertrauen.

Die Tür zu seinem Zimmer ist nur angelehnt. Leise tritt die Ärztin ein.

Morbach hört sie nicht kommen. Er sitzt an seinem Schreibtisch, hält eine Röntgenaufnahme gegen das Licht und macht dann und wann Notizen auf ein Blatt, das vor ihm liegt.

Eva weiß sofort Bescheid. Der Neue, denkt sie. Der lustige Bursche von Nummer achtundzwanzig. Baustellenunfall. Martin hat ihn schon zweimal operiert. Der Junge weiß Gott sei Dank nicht, wie schlecht es mit ihm steht.

Eva setzt sich still in den Sessel neben der Tür. Sie will Morbach nicht stören, sie wird einfach hier warten, bis er von ihr Notiz nimmt.

Nachdem sie eine Weile so gesessen hat, fühlt sie, wie sie ruhiger wird.

Der Professor nimmt jetzt einen schmalen Elektrokardiogramm-Film und studiert die neueste Herzkurve, die Eva heute nachmittag von dem jungen Mann gemacht hat.

„Sag mal", kommt Morbachs Stimme plötzlich. Er hat sich nicht umgedreht, er spricht über die Schulter zu ihr hin. „Sag mal, was ist eigentlich los mit dieser Sylvia Herzog? Schwester Heriberta hat mir davon erzählt ..."

Unwillkürlich strafft sich das blasse Gesicht der Ärztin. Morbach wird ihr ebenso wie Koch Vorhaltungen machen. Er hat das Recht dazu, er ist der Chef.

„Es gibt Dinge, die man nicht mit Strom messen und nicht durchleuchten und nicht durch Bestrahlung abtöten kann", sagt sie. „Dinge, auf die kein Gift wirkt und an die kein Skalpell rührt und die wir doch behandeln müssen, wenn wir den Menschen heilen wollen. Deshalb habe ich Sylvia Herzog zu der todkranken Anke gebracht. Wenn sie sieht, wie abschreckend, wie furchtbar der Tod ist, wird sie vielleicht den Weg zurück ins Leben finden."

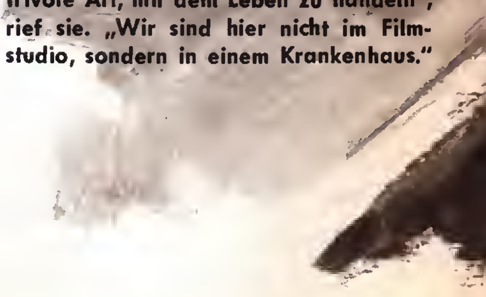
Morbach hört den aufrührerischen Ton in ihrer Stimme. Er weiß genau, wie ihr Gesicht jetzt aussieht, wie ihre Augen sich dunkel verfärbt haben. Er weiß es, ohne daß er zu ihr hinüberblickt. Es ist gerade dieses Kämpferische, das Morbach an Eva Asam besonders liebt.

Trotzdem: Im Falle Sylvia Herzog kann jedes Experiment tödlich sein. Er muß noch einmal mit Eva darüber sprechen. Aber erst später, wenn sie sich beruhigt hat.

„Barbara hat angerufen", sagt er ablenkend. „Wir konnten dich gerade nicht finden. So hab' ich mich ein paar Minuten mit ihr unterhalten. Deine Schwester kam mir so merkwürdig vor ..." Er geht langsam zu Evas Sessel hinüber. „Hast du eine Ahnung, was da los ist?"

Erregt faßt Eva nach Morbachs Arm. „Glaubst du nicht, daß es die furchtbare Enttäuschung ist über die erfolglose Operation ... die Gewißheit, daß ihr Mann von nun an blind sein wird?"

„Nein", sagt Morbach rasch. „Das eben glaube ich nicht. Daran zerbricht eine Frau wie Barbara nicht. Ich glaube nämlich, sie liebt Joachim wirklich."



„Ich möchte das Leben Ihrer Patientin Anke Livonius kaufen", sagte der Regisseur Mark Hartmann. In Evas Gesicht spiegelte sich Ablehnung. „Ich hasse Ihre frivole Art, mit dem Leben zu handeln", rief sie. „Wir sind hier nicht im Filmstudio, sondern in einem Krankenhaus."

fängt dein Leben an...





„Morgen fängt dein Leben an"

„Aber sie glaubt, daß Joachim sie nicht mehr lieb' hat", sagt Eva leise.

Einen Augenblick ist es ganz still im Zimmer. So still, daß man die Schreibtischuhr ticken hört.

„Hat sie Beweise dafür?" sagt Morbach schließlich und setzt sich neben Eva auf die Sessellehne.

„Barbara ... Joachim ..." Eva stockt. „Er hat sie einfach nicht mehr lieb", sagt sie endlich und schaut an Morbach vorbei. „Schon seit drei Jahren", fügt sie rasch mit gesenktem Kopf hinzu.

Morbach sieht mit Rührung die feine Röte, die über ihr Gesicht zieht.

„Das ist Beweis genug", murmelt er.

„Barbara hat immer gehofft, daß alles doch noch gut würde, wenn Joachim sie wieder sehen könnte ..."

Der Professor schüttelt den Kopf. „Eine Ehe, die schon vor drei Jahren zerbrochen ist ..."

„Deswegen muß sie doch nicht zerbrochen sein ...", widerspricht Eva.

Morbach nimmt Evas Gesicht zwischen seine Hände, zieht sie sanft zu sich heran und legt seine Wange ein paar Sekunden liebkosend auf ihr Haar.

Mit halblauter Stimme sagt er zärtlich an ihrem Ohr: „Es gibt Spezialgebiete, von denen die tüchtigsten Ärztinnen keine Ahnung haben. Ich fürchte wirklich, daß Barbara ihren Mann verloren hat ... Ja, was gibt's denn?" fragt er, als plötzlich geklopft und zugleich die Tür aufgerissen wird.

Es ist Dr. Koch. „Der junge Holzinger auf achtundzwanzig. Der Baustellenunfall. Wollen Sie noch kommen, Chef ...?"

„Ich komme sofort hinauf", sagt Morbach aufspringend, und zu Eva gewandt: „Bleib' bitte! Dort sind schon zwei zuviel ..."

Rasch verläßt er hinter Dr. Koch das Zimmer.

Als Eva bald darauf auf den Gang tritt, prallt sie fast mit der Pfortenschwester zusammen.

„Fräulein Doktor ..." Susanne Werner ist ganz blaß vor Aufregung. „Schnell! Sie werden erwartet."

In der Halle steht Mark Hartmann.

Er geht der Ärztin mit elastischen Schritten entgegen, streckt ihr die Hand hin, und in seiner Stimme ist diesmal nur ein ganz feiner Hauch von Ironie, als er sagt: „Wenn man Sie sieht, Doktor Asam, möchte man am liebsten krank sein. Nur, um von Ihnen behandelt zu werden ..."

Evas Gesicht ist ablehnend. Sie mag solche Komplimente nicht.

Andererseits: Mark Hartmann ist wahrscheinlich der heimliche Spender der 3000 Mark, die für die Behandlung der kleinen Anke abgegeben wurden. Sie kann ihn nicht mit ein paar Sätzen abfertigen. Und vor allem: sie will herausbringen, ob ihre Vermutung zutrifft.

„Mein Besuch scheint ja genau das zu sein, was Sie sich für den heutigen Nachtdienst gewünscht haben." Hartmann zeigt mit dem Daumen nach der Wandtafel, auf der unter „Arzt vom Dienst" Evas Name in Leuchtbuchstaben steht. „Sie sehen ja maßlos erfreut aus."

So laut und ungehemmt klingt sein Lachen in der Halle, daß Schwester Heriberta vorwurfsvoll aus dem Stationszimmer kommt.

Entschlossen faßt die Ärztin nach seinem Arm. „Kommen Sie, Herr Hartmann ..."

Rasch geht sie ihm voran, den Gang entlang, und drückt den Knopf für den Lift. Während sie im Aufzug nach oben fahren, bohrt sich der Blick des Mannes in die Augen der Ärztin.

Eva wird unter diesem harten Blick unsicher, wendet sich ab.

„Sie haben schamlos schöne Augen", sagt Hartmann. „Direkt ärgerlich, wie die Natur ihre Vorzüge wahllos hinwirft. Ich meine, Sie können hier in der Klinik damit ja gar nichts anfangen."

Eva führt den Regisseur zu ihrem Zimmer, öffnet die Tür. „Reden wir doch ernsthaft, Herr Hartmann."

Sie schiebt ihm einen tiefen Sessel zu. Und dann schießt sie ihre Frage ab wie einen Pfeil.

SPORT-Pralinen



Pferdewechsel im Schnellzugstempo?

Bei einem Hürdenrennen auf der australischen Moonee-Valley-Bahn begann das führende Pferd „Aberlady" (Nr. 5) kurz vor dem Ziel plötzlich zu scheuen. Sein Reiter, Robby Martin, flog in hohem Bogen aus dem Sattel, und fast sah es so aus, als ob Martin auf „Sir Juan" (Nr. 4), den späteren Sieger, umsteigen wollte.

Hut ab. Nur ein einziges Paar Langlaufski besitzt der Wintersportverein Euskirchen. Dennoch beteiligte sich eine Damen-Klubstaffel an den Bezirksmeisterschaften in dem Eifelort Hollerath. Bei jedem Wechsel übernahm eine Läuferin von der anderen die Ski. Und trotz des dabei entstandenen Zeitverlustes belegten sie den zweiten Platz.

*

Zwischen zwei Stühlen. Der Franzose Jean Panciroli aus Reims weiß nicht mehr, was er tun soll. Wenn er nicht mindestens 5 Pfund abnimmt, verliert er seinen Stammplatz in der Rugby-Mannschaft. Wenn er aber nur ein Pfund leichter wird, läßt ihn die Besatzung eines der schnellsten französischen Bobs nicht mehr mitfahren. Mitfühlende Freunde haben Jean eine Lizenz als Sportangler besorgt, damit er in seinem Dilemma nicht die Nerven verliert.

*

Auf einen alten Trick fielen Boxeuropameister Erich Schöppner und sein Trainer herein. Der als „Schlachtopfer" vorgesehene Franzose Ballarin entstieg in Hamburg mit allen Anzeichen einer schweren Magenverstimmung dem Flugzeug. Und als er am nächsten Tag nicht trainierte, hieß es: „Ihm ist immer noch übel." Im Ring jedoch war Ballarin taufrisch, und Schöppner, der mit einem Spaziergang gerechnet hatte, konnte von Glück sagen, daß am Ende ein für ihn schmeichelhaftes Unentschieden verkündet wurde.

*

Der fairste Sportler des vergangenen Jahres war nach einer Abstimmung in Belgien der Brüsseler Hockeystar Goossens. Goossens hatte im Länderspiel Belgien — Österreich, als der gegnerische Mittelläufer wegen einer Verletzung ausgeschieden war, den Gästen wieder zu den gleichen Chancen verholfen, indem er freiwillig vom Platz ging.

*

Musik für den Bizeps. Nach dem sensationellen Punktsieg des Kölner Box-Originals Peter Müller über den Halbschwergewichtler John Halafihi aus Tonga verriet Müllers Schwiegervater Josef Thelen, wie er den in der dritten Runde schwer niedergeschlagenen „Pitter" wieder auf Touren brachte. „Ich habe ihm von Runde zu Runde mehr versprochen: Reisen, Autos, Anzüge, tolle Verträge, ein Haus mit Schwimmbad ... Dabei ging ich nicht einmal ein Risiko ein, denn ich wußte, daß Peter nach dem Kampf gegen den starken Halafihi, der an siebter Stelle in der Weltrangliste geführt wird, doch alles schon wieder vergessen hat."



Kletterkönig und Slalomstar

Großer Favorit des ersten Internationalen Skirennens, das in St.-Gervais für die Asse des europäischen Radrennsports veranstaltet wurde, war der Franzose Louis Bisilliat (links). Aber Sieger wurde Ferdinand Kübler aus der Schweiz (rechts), der vor wenigen Jahren noch manches schwere Rundstreckenrennen und heftig umkämpfte Bergprämien gewann.

Nächste Woche neue Sport-Pralinen

„Morgen fängt dein Leben an"

„Warum haben Sie das Geld für Anke Livonius geschickt?"

Aufmerksam beobachtet Eva seine Reaktion. Hartmann denkt nicht daran, auszuweichen. Er blickt sie offen an.

„Weil ich ihr Leben kaufen will", sagt er. „Verrechnen Sie's als erste Rate."

Im Gesicht der Frau spiegelt sich jetzt offene Verachtung.

„Ich hasse Ihre frivole Art, mit dem Leben zu handeln", sagt sie.

Fast amüsiert, schaut Hartmann zu ihr hinüber. „Sie verstehen eben nichts vom Film, Teuerste", sagt er. „Darf ich rauchen?" Schon bat er sich eine Zigarette angezündet. „Ich habe die einzelnen Szenen schon vor Augen", fährt er fort. „Ich kenne schon die Landschaft, das Milieu, die Atmosphäre ... ich rede mit den Figuren. Und wenn ich sie anschreie, zucken sie bereits zusammen. Die besten Anzeichen dafür, daß es ein blendender Film werden wird ..."

„Aber wir machen hier keine Filme, Herr Hartmann!" sagt Eva empört. „Wir kämpfen hier gegen den Tod. Hier verblutet man echt, verstehen Sie, und nicht mit Schminke. Und die Angst ist hier echt. Und wenn der Tod durch ein Krankenzimmer geht ..."

Evas Stimme bricht vor Erregung ab. Rascher Atem hebt und senkt ihre Schultern.

Hartmann läßt keinen Blick von ihr. Er beobachtet sie mit beinahe lauernder Aufmerksamkeit. Der Regisseur, der eine neue Szene einfängt ...

Mühsam, um Beherrschung ringend, fährt die Ärztin endlich fort: „Zu kaufen gibt es hier nichts mehr. Das Leben der kleinen Anke ist ein Licht, das noch einmal aufzuckt, ehe es ganz verlöschen wird."

Kalt treffen Hartmanns Augen die Ärztin. „Ich brauche das verzuckende Licht Ihrer Patientin nicht für meinen Film. Unsere Tausendwattbirnen ersetzen alles. Ich will die Lebensgeschichte der Livonius kaufen. Dabei spielt es keine Rolle, ob sie selbst noch lebt, wenn ich den Film drehe. Aber Sie, Doktor Asam, können mir dabei helfen."

Mit einer harten Bewegung drückt er die Zigarette aus.

Die Ärztin springt auf. „Ich werde keine Rolle in Ihrem Film spielen, wenn Sie mir das vorschlagen sollten ..."

Hartmann lächelt. „Das nicht. Aber könnten Sie vielleicht für eine Stunde Ihr Vorurteil gegen mich vergessen? Ich möchte mich nämlich mit Ihnen ganz sachlich unterhalten."

Die Ärztin blickt ihn überrascht an.

„Warum können Sie und Professor Morbach das Mädchen nicht retten?" sagt er.

Die direkte Frage läßt Evas Antipathie gegen den Mann in den Hintergrund treten.

„Die Krankheit war schon zu weit fortgeschritten, als Anke zu uns kam", antwortet sie. „Das Mädchen leidet an perniziöser Anämie."

„Können Sie das Wesen dieser Krankheit einem interessierten Laien erklären?"

Die Ärztin nickt. „Das allgemeine symptomatische Krankheitsbild ja. Zum persönlichen Fall der Anke Livonius darf ich Ihnen allerdings erst mit ausdrücklicher Genehmigung des Vaters Auskunft geben."

„In Ordnung. Beginnen wir also mit dem Unterricht."

Er steht auf, nimmt Mantel und Schal ab. „Erlauben Sie?" fragt er und wirft die Kleidungsstücke über einen Sessel.

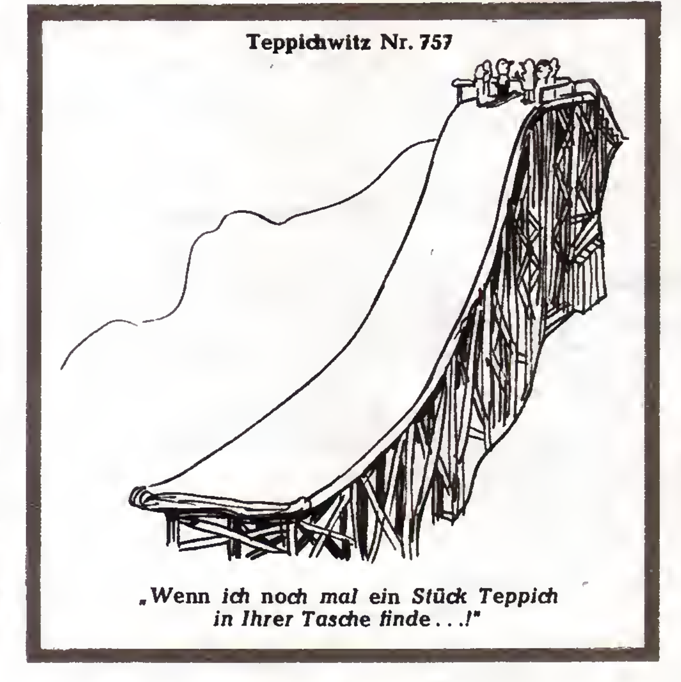
Dann setzt er sich Eva gegenüber ...

Erst zwei Stunden später verläßt Mark Hartmann die Klinik. Schwester Susanne läuft ihm bis zur Drehtür nach.

„Herr Hartmann! Bitte ..."

Verlegen lächelnd hält sie ihm den Hut hin, den er damals in der Halle liegengelassen hat, als er Sylvia Herzog in der Nacht brachte.

Teppichwitz Nr. 757



„Wenn ich noch mal ein Stück Teppich in Ihrer Tasche finde ...!"

Hartmann tippt an seinen Hutrand. „Na, heut' abend soll mir der eine reichen. Aber heb' ihn gut auf, Baby, ich komm' bald wieder ..."

*

Sylvia Herzog kauert im Bett, die Augen blicklos und starr ins Unendliche gerichtet, als sei das Zimmer ein Ozean ohne Ufer.

Schwester Heriberta tritt herein. Seufzend stellt sie das Tablett mit dem Frühstück auf den Tisch. Das ganze Unglück kommt nur daher, daß die jungen Menschen heutzutage keinen Glauben mehr haben, denkt die Ordensschwester und geht zum Bett hinüber.

Das Mädchen liegt mit wirrem Haar und rotgeränderten Augen da. Die Hände umschließen krampfhaft ein Stück der Bettdecke, als suchten sie verzweifelt einen Halt.

„Sylvia", sagt die Schwester und berührt ihren Arm.

Die Patientin starrt unbewegt an ihr vorbei.

Die Stationsschwester kennt das schon. Jeden Tag hat sie dem Mädchen stundenlang zugeredet, einen Bissen zu essen, einen Schluck zu trinken. Es ist immer vergeblich gewesen. Sie konnten Sylvia nur mit Nährspritzen vor dem Verhungern schützen.

„Komm, Kind, trink ein bißchen", sagt die Schwester und schüttet einen Eßlöffel Traubenzucker in die Milch. „Das ist ja eine Sünde, was du tust, denk daran ..."

Sie rührt die Milch, bis der Zucker sich ganz aufgelöst hat. Sie weiß, daß es umsonst sein wird, wie alle Tage. Wenn man dreißig Jahre im Krankenhaus gewesen ist, wundert man sich über nichts mehr. Schwester Heriberta tut es ganz einfach, weil es ihre Pflicht ist.

Sie schiebt die eine Hand unter den Kopf der Kranken, mit der anderen bringt sie das Glas an ihren Mund.

Und dann fühlt sie plötzlich, wie der Kopf in ihrem Arm leicht wird, wie die Augen des Mädchens sekundenlang ihr Gesicht erfassen.

Das Wunder geschieht: Sylvia öffnet gehorsam die Lippen und trinkt.

Sie trinkt in kleinen Schlucken, stokkend, verschluckt sich einmal, und die Milch tropft auf ihr Nachthemd. Aber sie läßt sich geduldig den Becher immer wieder ansetzen, bis er leer ist.

Dann sinkt sie erschöpft in ihre Kissen zurück und schließt die Augen. Ihre Stirn ist vor Anstrengung ganz feucht geworden.

Die Schwester trocknet sie fürsorglich ab.

„Gleich komme ich zum Frisieren", sagt sie und schiebt ihr die wirren Haare zurück.

„Lebt sie noch?" fragt die junge Schauspielerin plötzlich und schaut die Stationsschwester mit angstvollen Augen an.

Einen Augenblick ist Heriberta ratlos. Wen meint das Mädchen? Dann fällt der Schwester ein, daß Eva Asam gestern abend Sylvia zu Anke Livonius geführt hat.

Sie nickt. „Ja, die kleine Anke lebt noch."

Erleichtert sinkt Sylvia in die Kissen zurück.

„Darf ich noch einmal zu ihr?" flüstert sie. „Ich hab' es ihr doch versprochen."

„Ich glaube", sagt Schwester Heriberta, „daß der Herr Professor nichts dagegen haben wird ..."

*

So ist es gekommen, daß Sylvia Herzog wieder zu leben beginnt. Und es ist seltsam, daß sie es deshalb tut, weil ein anderer Mensch sterben muß.

Sie hatte sich den Tod als Freund vorgestellt, als Ausweg von allen Qualen ihres Herzens. Nun sieht sie ihn als unbarmherzigen Feind, der das ausgesuchte Opfer immer wieder zu Boden wirft und würgt, bis das Leben erlischt.

Sylvia hat gesehen, wie das Mädchen Anke mit dem Tod kämpft, wie sie ihm mit matten Armen noch ein paar Lebensstunden abringt. Sie beginnt, Ankes Tod zu hassen. Und so trifft sie den ihren mit, denn jeder Tod ist der Bruder des anderen. Und sie beginnt, den winzigen Lebensrest Ankes zu lieben, und auf diesem Wege schleicht sich der Wille zu leben in ihr eigenes Herz zurück ...

Als Professor Morbach mit seinen Ärzten zur Visite in das Zimmer der Livonius kommt, findet er Sylvia Herzog zu seiner Überraschung in einem Sessel neben Ankes Bett sitzen.

Auf Ankes abgezehrtem Gesicht liegt ein glücklicher Schein. Fast triumphierend schaut sie den Ärzten entgegen.

Sylvia grüßt mit einem scheuen Lächeln.

„Na, da ist es uns ja im letzten Augenblick noch gelungen, eine Verschwörung aufzudecken", scherzt Morbach.

Der junge Dr. Koch zieht Eva Asam beiseite und flüstert ihr ins Ohr: „Gratuliere zur Rettung der kleinen Herzog."

Später, in seinem Zimmer, sagt Professor Morbach zu Eva: „Die Standpauke, die ich dir eigentlich gestern schon halten wollte wegen deines eigenmächtigen Experiments mit der Herzog, kann ich mir ja nun wohl sparen."

Die junge Ärztin weiß, daß das größte Anerkennung bedeutet.

In ihren Augen blitzt es auf. „Aber ich weiß, wie gefährlich solche Experimente im allgemeinen sind, und daß ein zufälliger Erfolg uns nicht dazu verleiten darf ..." Sie ahmt seinen Tonfall nach und macht ein sehr ernstes Gesicht dazu.

„Dich hätten sie früher als Hexe verbrannt", sagt Morbach und fragt dann etwas ungeduldig, als er die Stationsschwester plötzlich in der Tür stehen sieht: „Was gibt's denn, Schwester Heriberta?"

„Ich habe zweimal angeklopft, Sie haben mich nicht gehört", sagt die Schwester vorwurfsvoll und beleidigt.

Eva muß lächeln. Sie weiß, daß die resolute Schwester Heriberta zur Mimose wird, wenn es sich um den Professor handelt.

„Na schön." Morbach trommelt mit den Fingern einen Marsch auf seinem Schreibtisch. „Und was gibt's sonst noch, außer, daß ich Sie nicht gehört habe?"

Die Schwester wirft einen Blick auf die Ärztin. Dann geht sie mit raschelnden Röcken zu dem Professor hinüber, wispert ihm etwas zu und zieht ein Päckchen unter der weißen Schürze hervor.

Eva Asam dreht sich scheinbar diskret beiseite. Es ist ein kleines törichtes Spiel, das sich täglich wiederholt, und →

Das neue Seiblank – schon ausprobiert?

Noch praktischer

ist das neue Seiblank mit dem Schraubverschluß. Da gibt es kein Auslaufen des Wachses, kein Verschmieren mehr. Sie selbst bestimmen die Größe der Tubenöffnung!

Noch sparsamer

ist das neue Seiblank – gibt es doch viel mehr her! Wieviel feiner können Sie es jetzt auf dem Fußboden, auf den Möbeln verteilen. Probieren Sie es doch gleich einmal aus!

Schmutzlösend

Das neue Seiblank beseitigt Schmutzstreifen und andere häßliche „Fußspuren" und gibt jenen klaren, warmen Glanz, der jeden Raum noch wohnlicher macht.

Die moderne Schraubpackung
in zwei praktischen Größen:
100 g = 0,85 DM / 200 g = 1,45 DM
Bei der Großpackung sparen
Sie 25 Pfennig!

Das neue Seiblank
200 g EDEL-HARTWACHS 1,45 DM
noch geschmeidiger · sparsamer · praktischer

**Noch besser geht es
mit dem neuen Seiblank**

2027



Brust-Haftschalen

Das Erfolgsgeheimnis großer Film-Stars — hebt und formt jede Büste verblüffend! Rücken- und schulterfrei — für dekolletierte Kleider und besondere Anlässe unentbehrlich. Ohne Träger und Stäbchen beliebig oft zu tragen durch neuartige auswechselbare Haftfolie. Fester Sitz, leichte Anbringung. Aus waschbarem perlon. Hautfarbe (ges. gesch.)

Größen 2-6
1 Paar nur
DM 14.80
+ Versandspesen

Diskreter Nachnahme-Versand
K. Löwenstein
München 22, Postfach 130 N
Niederlassung: Wien 70, Postfach 69

Für reife Menschen



Die Abgründe der menschlichen Seele und ihre Verirrungen dem Laien vor Augen zu führen, ist ein Wagnis. Aber dem Psychologen Dr. Kai Michael ist es glänzend gelungen, auch die ungeheuerlichsten und intimsten Bezirke zu erhellen. Dieses erregende Werk läßt Sie Ihre intimen Probleme erkennen und lösen.

Versand gegen Nachnahme nur DM 12.80 + Versandkosten.
VERLAG LOTHAR NEMSNORN, Abt. NJ 4, Nomberg 20

ALLE MUSIK

Hohner-Akk. ab 55,-
Trompeten ab 89,-
Gitarren ab 38,-

12 Monatsraten

Fordern Sie bitte meinen bunten Gratiskatalog N 15 (mit 300 Abbildungen) an.



Jörgensen
Düsseldorf, Hüttenstr. 8
u. Berliner Allee 67
Größtes Musikversandhaus Westdeutschlands

Fahrlehrer(in)

der zukunftsreiche Beruf
Ihre Ausbildung erhalten Sie in 4- und 8-Wochen-Lehrgängen oder durch Fernstudium bei

Niedersächsische Fahrlehrer-Fachschule Braunschweig

Größte und vorbildliche Ausbildungsstätte im Bundesgebiet mit Internat.
Verlangen Sie kostenlos und unverbindlich 24seitige Aufklärungsschrift F.

Jagdgewehre



K. K.-Gewehre, Sportkarabiner, Weitschuß-Luftbüchsen, Abwehr-Scheintodpistolen und -Revolver, Munition, Präzisions-Ferngläser. Teilzlg. Katalog kostenlos.

Karl Burgsmüller-Senior, Abt. 458, Kreiensen a. Harz



Über dem Durchschnitt stehen

Wie man sich mit wenigen Mitteln ein gepflegtes Zuhause schafft, verrät Ihnen unser großes Sonderheft Fackelmöbel. — Verlangen Sie es noch heute kostenlos und unverbindlich.

GUTSCHEIN — Fackelverlag · Abt. A 47 Stuttgart, Herdweg 29-31

Name: ....
Beruf: ....
Adresse: ....

(Im offenen Umschlag nur 7 Pf Porto)



Ganz unter uns: Der NEUE Klatsch

Propheten...

1 **Der Rock'n'Roll-König Tommy Steel singt jetzt nur noch zahme Lieder für Film und Schallplatten. Tommy prophezeite: „Der Rock'n'Roll wird spätestens im Frühjahr mausetot sein, aber ich will nicht mit ihm sterben. Deshalb habe ich rechtzeitig umgeschaltet..."**

*

2 **Die grünäugige Filmschauspielerin Joan Collins hat sich unsterblich in ihren Kollegen Warren Beaty verliebt. Seitdem sie ihm zum erstenmal begegnet ist, hat sie weder für neue Filmangebote noch für andere Männer Interesse. Der Mann, der früher Joans ständiger Begleiter war, prophezeite allerdings: „Ihre neue Liebesaffäre wird höchstens bis zum Frühjahr währen. Joan ist ja so launisch, daß jede Verbindung mit ihr schnell wieder in die Brüche geht. Ich weiß es aus Erfahrung."**

Aufgeschnappt und aufgeschrieben

● **Lothar Olias**, dessen Schlager durch Freddy Quinn zu Millionenerfolgen werden, unternahm einen ausgedehnten St.-Pauli-Bummel und kam am Morgen völlig erschöpft nach Hause. Aber stocknüchtern. Er hatte nur einmal kontrollieren wollen, wo und wie oft seine Musik auf der Reeperbahn gespielt wird.

● **Margot Trooger** ließ sich eine neue Klimaanlage in ihr Auto montieren. Mit einer Schalterdrehung kann sie jeweils einen ihrer drei Lieblingsdüfte in den Wagen strömen lassen: Fichtennadel, ein Pariser Parfüm und den Rasierwasserduft ihres Mannes.

● **Kai Fischer** hat Privatunterricht im Charleston genommen, weil sie mit diesem Tanz auf den Münchner Faschingsbällen noch stärker als gewöhnlich auffallen will.

● Mit einer österreichischen Reisegesellschaft flogen **Wolfgang Liebeneiner** und seine Frau **Hilde Krahl** nach Teneriffa. Bei der Zwischenlandung in Tanger probierten die beiden in einem zur Touristenfalle umgestalteten Palast das Nationalgetränk der Marokkaner: Pfefferminztee.

● **Danielle Darrieux** raste am Steuer ihres Wagens im Hundert-Kilometer-Tempo gegen einen Baum. Ihre Verletzungen waren jedoch so leicht, daß sie schon zwei Tage später wieder vor der Kamera stehen konnte.



Beneidet *Die kubanische Filmschauspielerin Chelo Allonso ließ sich in Rom von Modeschöpfer Emilio Schuberth einige Frühlingsroben auf den kaffeebraunen Leib schneidern. Als Chelo die Kleider in seinem Atelier abholte, gab ihr Meister Emilio als kostenlose Zugabe eine Lektion in italienischer Grazie. Schuberth, der alle Vorzüge und Schwächen der berühmten Filmdiven kennt, erklärte später seinen Freunden: „Chelo hat alles, was ihre Kolleginnen so gern haben möchten. Ich kann verstehen, daß man sie sehr beneidet..."*

Dirndl. Kunstpfeiferin Ilse Werner gastiert augenblicklich auf englischen Bühnen und im Londoner Fernsehen. Besonderen Publikumserfolg verspricht sich Ilse von einem original bayrischen „Staatsdirndl", das sie sich eigens für ihren Aufenthalt in England anfertigen ließ.

*

Vaterfreuden. Karlheinz Böhm freut sich auf sein zweites Kind. Seine Ehefrau Gudula Blau erwartet im März wieder ein Baby.

Attraktive Millionen. Zsa-Zsa Gabor flirtet wieder einmal mit einem Millionär: mit dem Textil-Fabrikanten Saul Brown, dessen Sohn Richard kürzlich Zsa-Zsas Schwester Eva geheiratet hat. Zsa-Zsa findet Saul und seine Millionen sehr attraktiv. Dennoch hat sie seinen Heiratsantrag abgelehnt: „Ich kann mich einfach nicht an den Gedanken gewöhnen, die Schwiegermutter meiner eigenen Schwester zu sein", meinte sie.



Verliebt *Die achtzehnjährige Deutsch-Afrikanerin Ute Ellmer stand in dem Film „Heißes Land" zum erstenmal vor der Kamera. Bei den Aufnahmen in der Südafrikanischen Union verliebte sie sich in ihren Partner Michael Kirner. Auf dem Flugplatz in Kapstadt erhielt die zurückbleibende Ute von ihrem scheidenden „Micha" das Versprechen: „Ich komme bald wieder..."*



Vertraut *Marilyn Monroe versteht sich mit ihrem neuen Partner, dem Franzosen Yves Montand, auch privat ausgezeichnet. Sehr zum Verdruß von Simone Signoret, der Frau des Chansonniers. Auch Marilyns Ehemann, der Schriftsteller Arthur Miller, ist etwas sauer.*

„Morgen fängt dein Leben an"

das Morbach und Eva mitspielen, um die tüchtige Schwester nicht zu verletzen.

Wenn Heriberta dem Professor nämlich etwas mitzuteilen hat, dann tut sie so, als handelte es sich um ein wichtiges Geheimnis, das nur sie und Morbach etwas angeht. Damit will sie zeigen, daß ein besonderes Vertrauensverhältnis zwischen ihr und ihm besteht, und daß sie schon lange mit dem Professor zusammengearbeitet hat, als es noch gar keine Dr. Asam in der Klinik gab.

„Tja, was machen wir da?" brummt der Professor und schaut ärgerlich auf das Päckchen. „Die Herzogs haben ihrer Tochter ein Paket geschickt", sagt er zu Eva hinüber. „Wissen Sie was, Schwester Heriberta: Auf diesem Abschnitt kämpft im Augenblick Fräulein Dr. Asam. Geben Sie ihr die Bombe zum Entschärfen."

Widerspruchslos geht die Schwester zu der jungen Ärztin hinüber und übergibt ihr das Päckchen. Wenn der Chef das so anordnet, ist es gut. Sie hat es jedenfalls zuerst einmal mit ihm besprochen.

Die Ärztin wirft heimlich einen belustigten Blick auf Morbach, bevor sie mit Schwester Heriberta das Zimmer verläßt...

Nach der Abendvisite nimmt Eva Asam das Päckchen und geht in Sylvias Zimmer.

„Du hast Post bekommen. Soll ich dir öffnen helfen?" fragt sie.

Ängstlich starrt das Mädchen auf das sorgfältig verschnürte Päckchen.

Die Ärztin öffnet es. „Wir werden uns gemeinsam anschauen, was deine Eltern dir schicken."

Ganz obenauf liegt Marisa Herzogs Brief.

„Die Wege der Kunst, meine Sylvia, sind Dornenwege", liest Eva Asam vor. *„Unsere Feinde haben nur insofern gesiegt, als sie uns im Augenblick zu trennen vermochten. Deine Karriere können sie nicht zerstören. Du hast mehr Publicity, als wir zum Start Deines neuen Filmes jemals hätten erreichen können. Die ganze Presse steht auf Deiner Seite.*

Halte durch, Sylvia, jetzt führt Dein Weg nach oben! Wir haben zwei blendende Angebote. Ich glaube, ich werde noch in dieser Woche einen Vertrag abschließen..."

Die Ärztin setzt einen Moment ab. Mitleidig schaut sie auf das Mädchen, das mit angstvollem Blick an ihrem Gesicht hängt. Sie nimmt beruhigend Sylvias Hand.

Dann liest sie weiter. *„... und vergiß nicht, Kind: kein Wasser ins Gesicht. Das bekommt Deiner Haut nicht. Die Gurkenmilch war immer das beste für Dich. Ich lege Dir zwei Flaschen davon bei.*

Wir haben einen Gutachter beantragt, der Dich gesund erklären soll. Zur Premiere im Luitpold mußt Du nämlich mit Mark Hartmann vor der Rampe stehen.

Und von Freiherrn Stern-Veldern habe ich Deine Aspekte für die nächsten sieben Wochen errechnen lassen. Eine Zeitschrift bringt sie in dieser Woche unter dem Titel: »Jupiter stand im sechsten Haus...«"

Die Ärztin fühlt Sylvias Hand kalt in der ihren. Sie legt das Blatt zurück und greift nach dem Bündel Zeitungsausschnitte, die alle sorgfältig aufgeklebt und mit Datum versehen sind.

„Die Wahrheit über Sylvia Herzog" verspricht das oberste Blatt in rotem Fettdruck.

Ein kleiner Koffer in pastellfarbenem Chintzüberzug kommt zum Vorschein. In die Ecke eingelassen, in solider Goldschmiedearbeit, die Buchstaben S und H.

„Wenn du die Schminkutensilien jetzt nicht brauchst, lege ich dir alles in den Schrank bis später", schlägt Eva vor.

„Kann ich denn noch ... hierbleiben?" flüstert Sylvia.

„Ich brauche dich ziemlich nötig wegen Anke", erwidert die Ärztin: „Solange

Kräfte der Natur –



Kräfte für Ihr Haar!

Auf die Natur ist Verlaß!

Der Frühlingssaft junger Birken ist die Grundlage von Dr. Dralle BIRKIN-Haarwasser. Echter Birkensaft! Was könnte besser sein für Ihr Haar? BIRKIN stärkt seine Lebenskraft, macht es widerstandsfähig gegen schädigende Einflüsse und erhält ihm seine natürliche Schönheit und Fülle bis ins hohe Alter. BIRKIN wirkt *natürlich* — und auf die Natur ist Verlaß. Darum dürfen Sie viel von BIRKIN erwarten; es schenkt Ihnen gesundes, volles, kraftvolles Haar.

Narmalflasche DM 3,90
Dappelflasche DM 6,90
(Sie sparen beim Kauf der Doppelflasche!)

B 1002

Jede Flasche BIRKIN enthält eine streng kontrollierte Komposition aus reinem Birkensaft, reinem Alkohol, Sonnenvitamin D3 und ausgewählten Ergänzungsstoffen, die zur Abrundung der Pflegewirkung hervorragend geeignet sind.

Dr. Dralle

DR. DRALLE Birkin HAARWASSER

Nur in Fachgeschäften. Auch Ihr Friseur wird Sie gern mit Birkin behandeln!
Es gibt Birkin mit Fett, ahne Fett und »blau« (für weißes und graues Haar)

Burghard von Reznicek:



Die Polizei, dein Patenonkel

Einen glänzenden Erfolg hatte die vor kurzem in Norwegen durchgeführte Höflichkeitswoche für Autofahrer. Der Grund: Die Polizei verteilte an die Kavaliere am Steuer Gutscheine für Benzin, Öl, Zigarren, Schokolade und andere schöne Dinge . . . aber keine scharfen Schnäpse. Wie wäre es mit einem ähnlichen Versuch bei uns?

Laßt Autos sprechen...

Ibrahim Chakir ist einer der reichsten Männer in Nahost und hat in Aleih, oberhalb Beiruts auf den Hängen des Libanon, einen märchenhaften Besitz. Um die gepflegten Parkwege vor den Fahrzeugen seiner Gäste zu schützen, hat sich Chakir eine Flotte von zwanzig Autos zugelegt, mit denen er seine Gäste holen und zurückbringen läßt. Zu dem Geschwader gehören sowohl Cadillacs als auch Volkswagen. Das erleichtert es dem reichen Libanesen, seinen Besuchern ohne Worte beizubringen, wie er sie einschätzt . . .

Bitte, nach Ihnen

Kennen Sie die Regeln für Autofahrten in den Alpen? Bei Begegnungen auf Straßen mit größeren Steigungen hat der bergauf Fahrende das Vorrecht. Vor Serpentinen halten aufmerksame Talfahrer an, um den nach oben strebenden Kollegen Platz zu machen. In der Schweiz ist diese Anstandsregel polizeiliche Vorschrift.

Ein Königreich für einen Parkplatz

Wohin mit den Fahrzeugen der Mitarbeiter? fragen sich die Manager großer Unternehmen. In Dortmund muß jetzt ein Hüttenwerk einige ältere Verwaltungsgebäude niederreißen lassen, um Parkplätze für die 1500 Autos, 1500 Mopeds, 800 Motorräder und Roller der Arbeiter und Angestellten zu schaffen. Noch kommen 2500 Mitarbeiter mit Fahrrädern. Aber sehr viele von ihnen warten nur auf den Frühling. Dann werden sie ebenfalls motorisiert aufkreuzen.

Rechnen mangelhaft

Die Kasinogesellschaft von Monte Carlo und ihr Finanzier Aristoteles Onassis waren die Paten der diesjährigen, ebenso berühmten wie schweren Zielfahrt für Personenwagen. Zur rascheren Ausrechnung der komplizierten Punkteergebnisse batten sie ein Elektronengehirn angeschafft. Dennoch mußten Hunderte von Fahrern und ein Heer von Journalisten aus aller Welt einen vollen Tag auf die Endresultate warten. Die Elektronenmaschine hatte sich angeblich „verrechnet".

Rechnung ohne den Wirt

Der Labour-Abgeordnete Ron Ledger beantragte im englischen Unterhaus, daß den täglich im eigenen Auto nach London hineinrollenden 100 000 Berufstätigen freie Eisenbahn- und U-Bahn-Fahrscheine gewährt werden, wenn sie bereit sind, ihre Vehikel in den Garagen zu lassen. Er will damit gegen die tägliche Verstopfung der Straßen angehen. Ledger glaubt auch, daß die damit verbundenen zusätzlichen Kosten für die öffentlichen Verkehrsunternehmen durch die dann nicht mehr notwendigen hohen Aufwendungen für immer neue Straßenverbreiterungen und Durchbrüche wettgemacht würden.

Gefällt er Ihnen?

Bewundernd stand ich vor kurzem in Brüssel vor dem neuesten Werk des Königs der Karosserie-Maßschneider, Pinin Farina, der den Ferrari-Spyder „Super America" mit einem herrlichen Gewand versehen hat. 400 PS und 300 Kilometer Stundengeschwindigkeit las ich am Podium des Vier-Liter-Wagens mit Porsche-Synchronisation und Overdrive. Eine Preisangabe suchte ich vergebens. „Gefällt er Ihnen?" fragte mich Farina. „Gratuliere, Maestro, doch wer kann so was kaufen und fahren?" erkundigte ich mich. „Oh, dafür haben wir genug Liebhaber", lächelte der Künstlerkopf geheimnisvoll. Exkönig Leopold von Belgien dürfte der erste Interessent sein, hörte ich flüstern. Unterderhand wurde auch ein Preis genannt. Ohne Gewähr: 70 000 Mark.



Die neue Hecklinie — nach der Natur geformt

Karten auf den Tisch

Die blonde Schwedin Ewy Rosqvist wurde überraschend Langstrecken-Europameisterin von 1959. Ihre verblüfften Konkurrentinnen klärte sie mit folgendem Geständnis auf: „Für mich ist Autofahren tägliches Brot. Das Wetter spielt dabei keine Rolle. Ich bin fast ununterbrochen auf Achse. Im letzten Jahr habe ich über 80 000 Kilometer zurückgelegt." Frau Rosqvist ist Tierärztin in einem sehr ausgedehnten Landbezirk.

Jammer eines Jahres

Aufschlußreich ist die Statistik einer großen deutschen Versicherungsgesellschaft über die häufigsten Ursachen von Haftpflichtschäden im Laufe eines Jahres. Hier die Zahlen: 44 073 Verkehrsteilnehmer fuhren auf bremsende Fahrzeuge auf, 38 051 beschädigten ihr eigenes oder ein anderes Auto beim Rückwärtsfahren, 22 814 verursachten Unfälle durch unvorschriftsmäßige Richtungsänderung, 18 581 hatten Pech bei unberechtigter Vorfahrt, 10 208 wurden schuldig bei unvorsichtigen Überholungsmanövern, 7437 hielten nicht die rechte Straßenseite ein. Durch zu hohe Geschwindigkeit ereigneten sich dagegen „nur" 3256 Zusammenstöße. Die materiellen Schäden allein an und durch Personenwagen betrugen 1959 in der Bundesrepublik fast 300 Millionen Mark. Die ausgezahlte Versicherungssumme für jedes der an den Unfällen beteiligten Autos belief sich im Durchschnitt auf 139 Mark.

Tip für Autoneulinge

Behandeln Sie die Antenne Ihres Autoradios gut. Sie ist empfindlich gegen die Unbilden der Witterung und lohnt Ihnen jede Vorsorge. Auf dem Parkplatz und in der Garage schiebt man sie in die Karosserie zurück. Zuvor aber werden Schmutz und Feuchtigkeit mit einem trockenen Tuch entfernt. Beim Ausziehen wird die Antenne von einer Düse im Sockel mit einem feinen Fettfilm überzogen. Stellen Sie fest, daß diese Schutzschicht fehlt, dann helfen Sie mit reiner Vaseline nach. Wird der Wagen gewaschen, dann verdecken Sie die eingeschobene Antenne mit einem sauberen Lappen.

„Morgen fängt dein Leben an"

du selbst hier bleiben willst, wird dich niemand fortschicken."

*

Noch immer liegt der Schnee meterhoch um Gut Degenau. Auf dem einzigen Weg, der geräumt ist, geht Barbara Lucius spazieren.

Im Straßengraben stiebt Schnee auf. Wildes Hundegebell tönt herüber. Die zwei Schäferhunde kämpfen um den Stock, den Barbara für sie ausgeworfen hat.

Die beiden Rüden gehören Joachim. Barbara hat sich früher kaum um sie gekümmert. Sie wußte, daß die Hunde ihren Mann närrisch liebten. Oft genug hatten sie sich sogar eifersüchtig gegen sie gestellt.

Barbara lächelt ein wenig in der Erinnerung. War es nicht bei den Frauen eigentlich genauso gewesen? Von den Backfischen angefangen bis zu den Damen älteren Datums? Immer hatte es doch Frauen gegeben, die Joachim liebten.

Sie denkt an seine fanatischen Sportanhängerinnen, die ihn, als er noch Turniere ritt, mit Blumen in den Armen und einem schmachtenden Silberglanz im Blick am Ziel erwarteten. Sie denkt an ihre Freundinnen, die samt und sonders ihren Mann umschwärmten . . .

Barbara hat das immer gern gehabt. Es gehörte einfach zu ihrem Mann. Solange sie trotzdem allein seine Geliebte war, war das schön.

Die Hunde heulen unterdrückt auf. Sie haben den Stock vor Barbaras Füße gelegt und hocken mit keuchenden Lungen vor ihr, zum Sprung geduckt und bereit, das wilde Spiel noch einmal zu beginnen.

Die Frau streichelt Axel und Elk über die schön gezeichneten Köpfe . . .

Joachim duldet die Hunde nicht mehr um sich, seit er erblindet ist.

Genau wie mich . . . denkt Barbara. Auch mich will Joachim nicht mit in sein neues Leben nehmen, das er sich jetzt aufbauen muß.

Ein Wagen kommt auf sie zu und stoppt.

Reinhard Ries springt heraus, Joachims bester Freund.

„Barbara, das ist ja wunderbar!" ruft er ihr zu. „Ich war auf dem Weg zu euch. Kommen Sie, steigen Sie ein."

Ries ist ein ungewöhnlich hochgewachsener, breitschultriger Mann mit einem offenen, verläßlichen Gesicht und hellen Augen. Ein Mann, der Ruhe und Sicherheit ausstrahlt.

„Was macht Joachim?" fragt er.

Er öffnet die Wagentür, läßt die Hunde auf die Rücksitze springen und ist Barbara beim Einsteigen behilflich.

Während sie auf Gut Degenau zufahren, sagt Barbara: „Ich habe eine Bitte an Sie, Reinhard . . ." Sie stockt, senkt den Blick, gibt sich schließlich einen Ruck: „Sie sind seit fast zwanzig Jahren Joachims Freund . . ."

„Und der Ihre, Barbara", sagt der Mann.

Die Frau schweigt. Sie denkt an die Stunde, in der Joachim ihr sagte: „Reinhard Ries liebt dich. Ich weiß es ganz genau." Das war damals, kurz nachdem er auf einem Auge erblindet war und sich auch beim zweiten Auge Krankheitserscheinungen zeigten.

„Eine Frau darf in keine Männerfreundschaft eindringen, Reinhard", sagte Barbara. „Ich will es auch gar nicht. Ich bitte Sie nur, mir eine Frage zu beantworten: Hat sich Joachims Verhalten zu Ihnen seit seiner Krankheit verändert?"

Ries horcht auf.

„Warum zittert Ihre Stimme bei dieser Frage, Barbara? Es klingt ja, als wollten Sie unbedingt eine bejahende Antwort hören."

In Barbaras Gesicht steht jäh wieder der gehetzte, verzweifelte Ausdruck, den Ries so oft in der letzten Zeit an ihr gesehen hat.

„Bitte, sagen Sie es mir doch", drängt sie.

„Ich verstehe den Sinn Ihrer Frage nicht, Barbara", sagt Ries ruhig. „Freilich, wir gehen nicht mehr auf die Jagd miteinander. Ich kann ihm meine neue Werkhalle nicht mehr zeigen . . . Wenn Sie die Kulissen unserer Freundschaft meinen, die sind eingerissen. Alles andere aber ist geblieben, wie es war."

„Ich danke Ihnen, Reinhard", flüstert Barbara.

Die damenhafte Kühle, die Ries so sehr an dieser Frau fasziniert, liegt wieder wie ein rätselhafter Schleier um sie.

Der Mann neben ihr kann nicht ahnen, wie schrecklich er sie mit seiner Antwort getroffen hat. Nur mich hat Joachim also von seiner Welt ausgeschlossen . . . denkt Barbara verzweifelt. Für mich allein hat er diese Mauern aufgebaut, die mich von ihm fernhalten sollen und an denen ich ersticken werde.

Barbara Lucius erkennt in dieser Antwort endgültig: Ihre glühende Liebe zu Joachim ist zum Tode verurteilt . . .

*

Geräuschlos serviert der alte Wernberg in der Bibliothek Cognac. Er hat sein Leben lang bei der Familie Lucius gedient.

Wernberg ist neben dem Chauffeur der einzige Angestellte auf dem Gut, den Joachim um sich duldet. Er ist vom Aufstehen bis zum Schlafengehen fast jede Minute um seinen Herrn, er ist Joachim unentbehrlich geworden.

Barbara ist eifersüchtig auf ihn. Denn er nimmt ihr das Letzte weg, das sie von Joachim noch hatte: die Abhängigkeit des Blinden von dem Sehenden.

„Auf Ihr Wohl, Barbara . . ." sagt Ries, bevor er den Cognac mit einem Zug leert.

Joachim nimmt eine Zigarette aus dem Kästchen vor ihm. Die schlanke, feinnervige Hand verrät keine Unsicherheit.

Während Ries ihm Feuer gibt, erzählt er in seiner unbeschwerten Art, was er an diesem Tag erlebt hat.

„Ich war heute in Stetten drüben. Also dem alten Gutsbesitzer Kraus stünden die Haare zu Berge, wenn er noch welche hätte. Der krebst doch die ganze Zeit schon schwer herum. Jetzt hat er eine Filmgesellschaft zu Außenaufnahmen in seinen Laden gelassen. Sollen ganz gut zahlen, die Leute . . . Die drehen da irgend so einen Schinken unter diesem Hartmann . . ."

Ries lacht hell auf. „Der Hartmann hat den Laden da drüben so auf den Kopf gestellt, daß sich der alte Kraus nur noch mit Hilfe des Regieassistenten auf seinem eigenen Gut zurechtfindet."

„Hartmann, sagst du?" Joachim Lucius beugt sich interessiert vor. „Mark Hartmann dreht in Stetten? Ich kenne ihn aus meiner Studentenzeit. Wir hatten ein paar Semester dieselben Vorlesungen belegt. Ein verrückter Kerl. Aber genial. Ich mochte ihn gut leiden . . ."

Barbara sieht das amüsierte Zucken um seinen Mund, das sie lange nicht mehr gesehen hat . . .

Der Brief von Professor Szesny, der Joachim in Wien operiert hat, fällt ihr ein.

„Und jene, die ihn lieben, müssen ihm helfen, eine neue Welt aufzubauen . . ." So hatte der Arzt sich ausgedrückt.

Als Barbara später in ihrem Zimmer sitzt, schreibt sie:

Sehr geehrter Herr Hartmann, ich weiß, daß Joachim Lucius Sie gern wiedersehen würde. Das heißt, ich muß mich berichtigen: Er würde sich freuen, Ihnen wieder zu begegnen. Sehen kann er Sie nicht mehr, da er erblindet ist.

Vielleicht könnten Sie zur Überwindung der Krise, in der er sich befindet, mithelfen, wenn Sie uns — natürlich ohne meinen Brief zu erwähnen — besuchen würden. Degenau liegt ja nicht weit von Stetten entfernt.

Mit freundlichen Grüßen

Barbara Lucius

Sie kennt diesen Hartmann nicht. Sie hofft, daß er kommen wird. Und sie hofft auch, ohne daß sie einen Grund dafür angeben könnte, daß gerade Hartmanns Besuch Joachim zu ihr zurückführen wird.

Wie kann sie ahnen, daß sie mit diesem Brief eine Zeitmine gelegt hat. Daß neue, unheilvolle Verwicklungen durch den Besuch des berühmten Regisseurs heraufbeschworen werden . . .

(Fortsetzung folgt)


neu
. . . am PROFILIA-Programm 1960 ist die überzeugende Kombination moderner Linienführung mit traditionellem Sitzkomfort. PROFILIA bringt keine modische Überspitzung auf Kosten der Bequemlichkeit, PROFILIA bringt das echte
PROFILIERTE POLSTERMÖBEL
Ein Beispiel: Schlafcouch mit abklappbarem Rücken 891/2 ab DM 399 Sessel 691/2 ab DM 182. Achten Sie auf das PROFILIA-Zeichen. Lieferung nur über den Fachhandel. Prospekte durch PROFILIA-Werke, Ennigerloh/ Westf., Abt. 32/60.
PROFILIA

Soldatensender CALAIS

Ein unbekanntes Kapitel aus dem unsichtbaren Krieg

Von Michael Mohr

Das Ende, nicht der Endsieg ist in Sicht... In der halbzerbombten Villa seines Vaters in Berlin schmiedet Jochen Malden mit seiner Verlobten Anne Zukunftspläne. Wie so viele Deutsche hoffen die beiden auf eine Zeit ohne Uniform, ohne Bomben, ohne Brutalität. Da werden sie aus ihren Träumen aufgeschreckt. Erich Missler erscheint, ein Geheimagent des Soldatensenders Calais. Er ist auf der Flucht vor der Gestapo, und er verlangt von Jochen Malden: Verstecken Sie mich! Sonst lasse ich Sie hochgehen...

Anne faßte sich schneller als Jochen Malden. Sie lächelte den kleinen Mann mit der Pistole an.

„Drüben wohnt ein Hauptsturmführer aus dem Reichssicherheitshauptamt", sagte sie. „Wenn Sie hier schießen, kommen Sie nicht weit."

Sie wandte sich an Jochen. „Was will er eigentlich?"

„Ich soll ihn verstecken", antwortete der Kapitänleutnant verächtlich. „Er kommt vom Soldatensender. Werner muß verrückt geworden sein, daß er mir solche Kerle auf den Hals schickt."

Anne schüttelte langsam den Kopf. „Ich glaube nicht, daß Werner ihn geschickt hat", sagte sie und musterte Erich Missler interessiert. „Es war bestimmt der Chef, nicht wahr, Herr...?"

Missler lachte. Beinahe hätte er der schönen Blonden tatsächlich seinen Namen genannt. „Mit Ihnen scheint man reden zu können", sagte er.

Anne zog die Schultern hoch. „Natürlich. Aber verstecken können wir Sie trotzdem nicht. Hier wohnt nämlich außer uns noch der Hausmeister, und von dem würde der Hauptsturmführer Albrecht nebenan spätestens morgen erfahren, daß Sie bei uns als blinder Passagier untergetaucht sind."

Jochen sah Anne bewundernd an. Sie beachtete ihn gar nicht.

„Brauchen Sie falsche Papiere?" fragte sie Missler.

Der winkte ab. „Meine Papiere sind okay. Die kennt keiner von denen, die hochgegangen sind und mich verraten könnten. Aber ich brauche eine sichere Bleibe, wo ich mich ein paar Tage lang ins Bett legen kann, bis die Polypen meine Personalbeschreibung vergessen haben. Und ich brauche Geld. Denn ich kann nicht mehr in mein Quartier zurück."

Anne lachte leise. „Sie brauchen nur Geld. Denn wenn Ihre Papiere in Ordnung sind, dann können Sie gleich mit dem nächsten Zug in eine der umliegenden Ortschaften reisen und sich dort mit Grippe für ein paar Tage ins Hotel legen."

Sie sah Jochen fragend an. „Wieviel hast du im Haus, Lieber?"

„Dreihundert Mark", brummte Jochen.

„Sei nicht so knauserig, gib ihm fünfhundert", meinte Anne und blinzelte Missler dabei zu.

„Gut", sagte Jochen scheinbar widerwillig. „Nimm das Geld aus der kleinen Kassette in der Schreibtischschublade."

„Halt!" rief Missler scharf. „Keine Bewegung, junge Frau!"

Er kam näher und dirigierte Jochen mit der Pistole ein paar Schritte zurück. Dann griff er in die Schreibtischschublade, zog Jochens Dienstpistole heraus und schob sie in seine Manteltasche.

„Gut gemacht", sagte er grinsend. „Nur nicht gut genug, liebe Volksgenossen."

Er zog die Schublade weiter auf und tastete den Inhalt ab, ohne Jochen und Anne aus den Augen zu lassen. Da war eine Geldkassette. Aber statt fünfhundert Mark waren fast dreitausend drin.

Missler stopfte die Scheine zufrieden in seine Tasche. „Sie gestatten, daß ich mich bediene", sagte er und riß die Schnur des Telefons aus der Wand. „Ich verabschiede mich jetzt. Im Vorgarten werde ich eine Zeitlang warten. Wenn Sie vor Ablauf einer halben Stunde rauskommen, schieße ich."

Er lächelte Anne an. „Besuchen Sie mich nach dem Krieg einmal im Zentralsekretariat der KPD. Vielleicht kann ich mich dann für Ihre Großzügigkeit revanchieren."

Er ging rückwärts durch die Tür und schloß sie. Dann klappte die Haustür.

Jochen stemmte die Arme ärgerlich in die Hüften. Aber Anne sah ihn nur kopfschüttelnd an.

„Du bist mir schon ein Held, Lieber", meinte sie und ließ sich in einen Sessel fallen. „Willst den Kerl verhaften, und bringst dich damit selbst an den Galgen."

Sie hob das halbgefüllte Sektglas. „An mich denkst du wohl gar nicht?"

Jochen lachte verlegen, beugte sich zu ihr herab und küßte sie auf den Mund.

„Ich weiß, ich bin ein Idiot", sagte er. „Aber ich hab' nun mal was gegen Erpressung." Er küßte sie wieder. „Das mit der Schreibtischschublade hast du ausgezeichnet eingefädelt."

Anne sah ihn erstaunt an. „Ich wußte gar nicht, daß da eine Pistole drin war", sagte sie. „Ich wollte ihm wirklich Geld geben, soviel wie möglich. Solange er Geld hat, kann er sich verstecken. Und solange er sich versteckt, wird er dich nicht verraten. Das ist unsere einzige Chance."

„Jetzt haben wir zu allem anderen auch noch einen deutschen Kommunisten im englischen Geheimdienst finanziert und gerettet", meinte Jochen kopfschüttelnd und setzte sich neben Anne.

Ihre Augen wurden dunkel. „Ich hätte ihn getötet", sagte sie langsam. „Kaltblütig umgebracht, wenn ich die Möglichkeit dazu gehabt hätte."

Leidenschaftlich schlang sie ihre Arme um Jochens Hals. „Ich werde keine ruhige Minute mehr haben. Ich werde Nacht für Nacht von dem Gedanken geplagt sein, ob er noch in Freiheit ist, oder ob er vielleicht gerade bei der Gestapo sitzt und dich verrät, um selbst noch ein paar Tage länger leben zu können."

Jochen küßte die Tränen von ihren Wangen, aber sie suchte Trost im verzweifelten Rausch der Liebe, in dem selbst das Bild des Todes verschwamm...

Eine Stunde später fuhr draußen ein Wagen vor. Schritte waren im Vorgarten zu hören. Es schellte.

Anne lief ins Bad, um sich zu kämmen. Jochen ging zögernd in die Halle hinaus und öffnete.

Vor ihm standen Rudi Castrop und Martin Ressler. Der Jagdflieger und der Abwehrhauptmann schwenkten jeder eine Flasche in der Hand.

Jochen begrüßte seine Freunde erleichtert und führte sie in den Salon.

Rudi Castrop ging stark hinkend und auf einen Stock gestützt neben ihm her. Der Eichenlaubträger war schon drei Tage nach seiner Versetzung zu den

Rammjägern so hart mit dem Fallschirm aus dem Himmel gefallen, daß Professor Sauerbruch bemüht werden mußte, um sein linkes Bein wieder halbwegs zusammenzuflicken.

„Nanu", rief er und deutete auf die Gläser. „Hier wird Sekt getrunken? Feiert ihr schon den Endsieg?"

„Ihr seid gerade im richtigen Augenblick gekommen", lachte Jochen. „Anne und ich haben uns verlobt."

Anne erschien in der Tür. Rudi und Hauptmann Ressler nahmen die beiden Gläser vom Tisch und hoben sie hoch: „Es lebe die Braut!"

Jochen stellte Schnapsgläser auf den Tisch, und sie setzten sich, während Ressler aus einer der mitgebrachten Flaschen Cognac einschenkte.

„Wann wird denn geheiratet?" fragte Rudi und klopfte dabei auf den Gipsverband unter seinem weiten Hosenbein.

„Eigentlich wollten wir so schnell wie möglich zum Standesamt rennen", sagte Jochen, und seine Augen baten Anne um Verständnis für das, was er jetzt sagen mußte. „Aber nach dem, was vor einer Stunde passiert ist, werden wir die Hochzeit bis nach dem Krieg verschieben."

Anne lächelte zustimmend. Ihr genügte es zu wissen, daß auch Jochen ihre Liebe als eine feste und untrennbare Verbindung ansah. Die äußere Legalisierung konnte auf sich warten lassen.

Jochen erzählte seinen Freunden von Misslers Besuch. Sie waren betroffen.

„Werner hat ihm nie und nimmer deine Adresse gegeben", sagte Rudi Castrop entschieden.

Martin Ressler steckte sich eine Zigarette an. „Er kann sie ihm gar nicht gegeben haben", stimmte er zu. „Denn woher sollte Werner wissen, daß Jochen hier in Berlin ist?"

Jochen setzte sein Glas ab, starrte den Abwehrmann an und schlug sich dann erleichtert mit der Hand gegen die Stirn.

„Daß mir das nicht eingefallen ist!"

„Aber wer weiß denn in London, daß Jochen hier ist?" fragte Rudi.

„Der Geheimdienst natürlich", antwortete Ressler gelassen. „Nach den wenigen alliierten Agentenmeldungen, die wir entschlüsseln konnten, müssen die Brüder in jeder Spitzendienststelle von Staat, Partei und Wehrmacht Informanten haben."

Er lächelte Anne an. „Das müßten Sie doch auch wissen, meine Liebe."

Anne war nach ihrer Flucht aus Frankreich ins Reichssicherheitshauptamt versetzt worden. Seit wenigen Tagen saß sie im Vorzimmer des jungen Brigadeführers Schellenberg, der jetzt statt des verhafteten Admirals Canaris die Abwehr leitete. Auch Ressler unterstand ihm.

„Ich habe mich noch nicht genug eingearbeitet, um alle Reichsgeheimnisse zu kennen", sagte Anne lachend.

Rudi Castrop war skeptisch. „Hört sich etwas abenteuerlich an, deine Behauptung", meinte er.

Ressler hatte ein berühmtes Gedächtnis. Deshalb konnte er jetzt sagen: „Die Luftwaffe verfügte vor fünf Tagen über eine Spritreserve von 21 400 Tonnen." Er blickte zu Jochen hinüber. „In der nächsten Woche werden die letzten U-Boote aus den Biskayahäfen in Norwegen eintreffen, um von dort aus zu operieren. In Flensburg ist die 33. U-Flottille als Auffangflottille gebildet worden." Er wandte sich wieder an Rudi. „In diesem Monat werden 3013 einmotorige Jagdmaschinen von der Industrie an die Luftwaffe übergeben."

Er nahm einen Schluck und lächelte in die betroffenen Gesichter seiner Freunde. „Alle drei Meldungen von Calais stimmen haargenau. Wir haben sie überprüft. Es handelt sich um Informationen, die ein Agentensender hier aus Berlin nach England gefunkt hat. Er ist einer der wenigen, die wir ausheben konnten. Glaubt ihr nun, daß die drüben alles erfahren können, sogar, wo der Kapitänleutnant Malden geblieben ist?"

„Aber warum sollen sie sich immer noch für Jochen interessieren?" fragte Anne.

Rudi und Ressler lachten. „Ist mit einem Wunderwaffenkonstrukteur verlobt und fragt, warum die Tommies sich für ihn interessieren!" rief Rudi und trank Anne zu.

„Jochen ist einer der wenigen Konstrukteure, die man drüben ganz genau kennt", ergänzte Ressler. „Und er ist darüber hinaus das, was wir im Spionagegewerbe eine brüchige Stelle nennen."

725



Er wehrte Jochens Protest ab. „Daß du nicht brüchig bist, wissen wir. Aber ich weiß genau, wie die da drüben denken. Schließlich sind das meine Kollegen. Wenn ich in England wäre, würde ich ebenfalls deine Karteikarte mit einem roten Reiter versehen. In unserem Gewerbe ist das immer sehr gefährlich, den Kontakt zu einem einflußreichen Mann auf der anderen Seite herzustellen. Mit dir, Jochen, ist das ganz einfach. Man bestellt Grüße von deinem Bruder, man kann dich wegen eures Zusammentreffens in Paris erpressen."

„Nur erreicht man damit nichts", unterbrach Jochen ihn. „Denn ich laß mich eher aufhängen, als daß ich zum Verräter werde."

Anne beugte sich vor und sah ihren Verlobten ernst an. „Das ist sehr ehrenhaft. Aber ist es nicht auch sehr dumm? Der Krieg ist doch auch mit deinen Minen nicht mehr zu gewinnen. Warum willst du für eine verlorene Sache dein Leben opfern?"

„Wer spricht denn von meiner Mine?" antwortete Jochen gereizt. „Die ist schon längst vergessen. Aber ich kann doch nicht ein paar tausend Jungen in den sicheren Tod fahren lassen, nur um meinen eigenen Hals zu retten."

„Du arbeitest also an einem neuen Projekt?"

„Natürlich", sagte Jochen kurz.

„Damit dürfte es klar sein, warum die Engländer sich nach wie vor für dich interessieren", meinte Rudi.

„Ein unheimliches Gefühl", sagte Jochen bedrückt, „daß so ein Kerl aus England kommen kann, mit gültigen Personalausweisen, Quartier, einer Funkstation . . ."

Rudi Castrop brach die lastende Stille nach diesen Worten mit einer gekünstelt lustigen Geschichte. Die Stimmung lokkerte sich. Sie tanzten sogar.

Aber als die Freunde und Anne sich verabschiedeten, kehrten die dunklen Gedanken zu Jochen Malden wieder zurück. Die Erinnerung an den Besucher und sein weiteres Schicksal verscheuchten jeden Schlaf.

Zwei Tage lang lebten Jochen und Anne in angespannter Unsicherheit über das, was die nächste Zukunft brachte.

Zwei Tage, die aus achtundvierzig Stunden der Angst bestanden, Stunden, in denen der Kapitänleutnant jeden Augenblick damit rechnete, daß die Männer in den Ledermänteln kamen, ihre Marke vorwiesen und ihn abführten . . .

Dann endlich konnte er sich sagen, daß die gefährlichste Zeitspanne vorbei war. Der Abgesandte des Soldatensenders Calais mußte einen neuen Unterschlupf gefunden haben.

Aufatmen aber konnte Jochen erst, als Anne aus dem Reichssicherheitshauptamt den Steckbrief mitbrachte, der sich auf ihren nächtlichen Besucher beziehen mußte. Sein Funker und seine Quartierwirtin, die schon seit Jahren für die Engländer arbeiteten, hatten Missler übereinstimmend als großen, untersetzten Brillenträger beschrieben. Sie wurden hingerichtet, ohne ihre Aussage zu berichtigen . . . obwohl sie inzwischen wußten, daß Misslers Leichtsinn ihnen den Tod gebracht hatte.

Der Kommunist hatte entgegen den ausdrücklichen Weisungen des Chefs sofort Verbindung zu seinen Gesinnungsfreunden gesucht und war einem Genossen in die Hände gefallen, den die Gestapo „umgedreht" hatte.

Nur die Geistesgegenwart seiner Wirtin hatte Missler gerettet. Als die Gestapo in ihre Wohnung kam, um dort auf den Agenten zu warten, hatte sie das Oberlicht des Küchenfensters geöffnet und so das verabredete Alarmsignal gegeben . . .

*

Jochen Malden betrat als letzter der vier Offiziere den kleinen Saal, in dem an die fünfzig Personen versammelt waren.

Jochen sah in Gesichter, die ihm seit seiner Kindheit vertraut waren. Weißhaarige Freunde seines Vaters und grauhaarige ehemalige Mitarbeiter und Untergebene des Geheimrats Malden, die inzwischen selbst Lenker großer Werke und Konzerne geworden waren. Sie alle hatten ihre Sympathie für den „Alten aus Essen" auf dessen Sohn übertragen.

Jochen schüttelte nur die Hände von Zivilisten, der Admiral auch die von Männern in braunen Uniformen mit Goldlitzen.

Auf Anregung von Dr. Goebbels war ein Kreis von ausgesuchten hohen Partei- und Wirtschaftsführern zusammengekommen, die nach Ansicht des kleinen Doktors eine Auffrischung des Wunderwaffenglaubens vertragen konnten.

Der gerissene Psychologe wußte, daß man in hohen Stellungen einen Überblick über die Gesamtlage gewann, der selbst Gläubige zu Zweiflern werden lassen konnte.

Das sollte der Vortrag des Admirals verhindern. Mit aller Offenheit sollte er vor diesen „Geheimnisträgern" über eine wirkliche, eine existierende „Wunderwaffe" sprechen. Das würde den versickernden Glauben an eine bevorstehende Wende des Kriegsglücks wieder beleben, und die neugewonnene Überzeugung würde von diesen ausgesuchten Männern auf Zehntausende überspringen.

Der Admiral setzte sich, von seinen Offizieren flankiert, an einen Tisch vor den im Halbkreis aufgestellten Sesselreihen, breitete einige Papiere aus und begann seinen Vortrag.

Er schilderte die Gründe für den Zusammenbruch des U-Boot-Krieges: Die neuartigen Radargeräte, die die aufgetauchten Boote verrieten; die fast lückenlos den Atlantik patrouillierenden Flugzeuge, die über den ahnungslosen Booten aus dem Himmel stießen; die vergeblichen Abschirmungsversuche mit den Metox-Geräten, die, statt zu schützen, den Feind auf einem Peilstrahl direkt auf das Boot zuführten; die ungeheure Übermacht der Alliierten an Zerstörern und Korvetten, den Todfeinden der U-Boote.

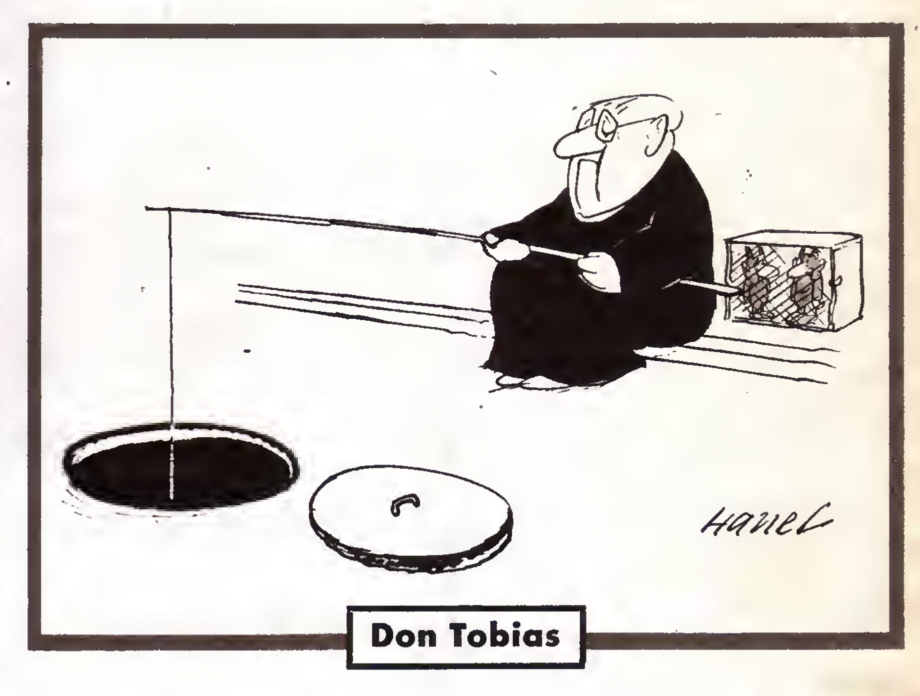
Nervös beobachteten die Beauftragten des Reichsverteidigungskommissars und Gauleiters von Berlin die Wirkung, die dieser niederschmetternde Bericht ausübte.

Aber der Blick in die Vergangenheit war nur der erste Teil des Vortrags.

„Gewiß ist auch den meisten von Ihnen nicht bekannt", begann der Admiral den zweiten Teil seines Referats, „daß unsere bisherigen U-Boote gar keine Unterseeboote sind. Um die Jahrhundertwende wurden sie Tauchboote genannt, und das ist wesentlich zutreffender. Über Wasser können sie mit ihrer größeren Geschwindigkeit den Geleitzügen nach- und vorauslaufen. Sie tauchen nur, wenn sie bei Tag einen Angriff fahren oder um sich der Verfolgung zu entziehen.

Unter Wasser sind sie noch viel langsamer als das langsamste Schiff eines Geleitzuges.

Der Erfolg der U-Boote steht und fällt aber mit ihrer Beweglichkeit. Die Alliierten haben unsere Boote mit dem Einsatz



Don Tobias

von Radar von der Wasseroberfläche vertrieben ... und damit den U-Boot-Krieg lahmgelegt."

Der Admiral sah seine betroffenen Zuhörer ernst an. Plötzlich glitt ein Lächeln über sein Gesicht, und er sagte in die atemlose Stille: „Wir haben vor zwei Jahren ein U-Boot konstruiert, das unter Wasser so schnell ist wie unsere bisherigen Boote über Wasser. Es kann wochen-, ja monatelang unter Wasser operieren.

Und was das beste ist: Die ersten Boote dieses neuen Typs werden in diesen Wochen in Dienst gestellt."

Prasselndes Händeklatschen und laute Bravorufe unterbrachen den Redner.

Der Admiral wehrte ab. Langsam trat wieder Ruhe ein. „Von den drei Offizieren, die hier neben mir sitzen, sind zwei Ihnen allen aus Wochenschau und Zeitungen bekannt. Sie gehören zu unseren erfolgreichsten U-Boot-Kommandanten. Sie werden sich gleich mit Ihnen zwanglos unterhalten können und feststellen, wie ungeheuer hoch diese Männer mit Frontpraxis den Kampfwert der neuen Boote einschätzen. Ich bin kein Freund von großen Worten, aber ich glaube mit Sicherheit sagen zu können, daß die neuen Boote, die ersten »totalen U-Boote«, den Schiffsverkehr über den Atlantik paralysieren werden."

Die beiden U-Boot-Kommandanten nickten zustimmend.

„Der dritte Offizier an meiner Seite", fuhr der Admiral fort, „Kapitänleutnant Malden, der Sohn des Geheimrats, wird mit einigen Herren der Industrie besprechen, wie sie unsere Anstrengungen erfolgreich unterstützen können. Von ihm können Sie allerdings nicht immer offenherzige Antworten erwarten. Er kennt als Konstrukteur zu viele Geheimnisse, vor allem aus unserem Programm für »denkende« Torpedos."

Die Wirtschafts- und Parteiführer lachten. Der Admiral erhob sich. Der zwanglose Teil des Zusammentreffens begann.

Jochen benutzte ihn dazu, sich mit mehreren Generaldirektoren zurückzuziehen. Mit ihnen besprach er die schnellsten Fertigungsverfahren für ein neues elektronisch gesteuertes Such- und Zielgerät, das gerade auf den Reißbrettern entstanden war.

Nach knapp zwei Stunden erhob sich der Admiral und verabschiedete sich.

Jochen wurde vor den Saaltüren von einem alten Freund seines Vaters zur Seite genommen.

„Werden die neuen U-Boote dem Krieg eine entscheidende Wende geben können?" fragte der alte Herr.

„Dem U-Boot-Krieg ja", antwortete Jochen. „Dem Gesamtkrieg ..." Er zog die Schultern hoch.

„Genau, was ich mir gedacht habe", brummte der Alte und ging.

Jochen blickte sich in der Vorhalle suchend um. Da sah er einen Mann, der neben dem Ausgang auf einer Bank saß, und er erschrak so, daß er einen Augenblick lang wie gelähmt war.

Der Hauptsturmführer Albrecht war nicht in Uniform, sondern trug einen dezenten dunkelblauen Zweireiher. Zum erstenmal sah Jochen ihn mit einer Prothese am linken Arm.

Der Kapitänleutnant schluckte mühsam seine Erregung herunter und zwang sich zu einem angedeuteten Lächeln.

Hauptsturmführer Albrecht lächelte zurück, erhob sich und kam auf Jochen zu.

Der erwartete mit zusammengebissenen Zähnen seine Verhaftung.

Aber der Hauptsturmführer gab Jochen die Hand, statt sie ihm auf die Schulter zu legen.

„Eine dringende Angelegenheit", murmelte er. „In Ihrer Dienststelle sagte man mir, wo ich Sie finden konnte. Ich will Sie nicht länger als eine Viertelstunde aufhalten."

Jochen glaubte seinen Ohren nicht zu trauen. Eine Welle des Glücks durchfloß ihn, ließ ihn die Hand des SS-Offiziers viel zu herzlich schütteln.

„Ich komme allein nach!" rief er seinen Kameraden zu. Dann setzte er sich mit Albrecht auf die Bank neben der Tür.

„Erzählen Sie mir bitte noch einmal, was Sie über den Selbstmord von Fräu-

Soldatensender Calais

lein Petra Nicodemus in Paris wissen", sagte der Hauptsturmführer.

Jochen wußte nicht, was diese Frage bedeuten sollte.

„Ich weiß nur das, was Petra in ihrem Abschiedsbrief an mich geschrieben hat", sagte er.

„Sie hat Ihnen nie etwas davon gesagt, daß sie die Stimme Ihres Bruders Werner in den Sendungen des Soldatensenders Calais erkannt hat?"

„Nein, kein Wort."

„Sie hat Ihnen auch nicht gesagt, daß Ihr Bruder sie als Spionin anwerben wollte?"

„Natürlich nicht!" sagte Jochen entschieden. „Ich hätte sonst darüber sofort Meldung an meinen Vorgesetzten gemacht."

„Waren Sie über den Tod von Fräulein Nicodemus nicht überrascht?" fragte Albrecht.

„Doch, sehr", sagte Jochen ehrlich.

„Sie haben Fräulein Nicodemus damals in Paris nur noch selten gesehen und hatten keinen Grund, an ihrer Loyalität zu zweifeln, nicht wahr?"

Jochen sah den Hauptsturmführer mißtrauisch an. Was war das für eine Vernehmung, in der der Befragende praktisch auch gleich die Antworten gab?

Albrecht nahm sein Schweigen als positive Antwort. Er griff in die Seitentasche und reichte Jochen einen maschinenbeschriebenen Bogen mit dem Briefkopf des Reichssicherheitshauptamtes. „Unterschreiben Sie das bitte."

Jochen las vorsichtig Wort für Wort. Dann sah er den Hauptsturmführer sprachlos an.

Albrecht hatte das Ergebnis der Vernehmung bereits in gedrängter Form vorher aufgeschrieben. Und unter dem Platz, der für Jochens Unterschrift freigelassen war, stand von ihm abgezeichnet: „Ich halte die Aussagen des Kapitänleutnants Malden für durchaus glaubhaft. Er kann von den weiteren Ermittlungen ausgenommen werden."

Nach kurzem Zögern unterschrieb Jochen. Der Hauptsturmführer steckte das Protokoll wieder in die Tasche und erhob sich.

„Sie haben mir in Paris das Leben gerettet", sagte er leise. „Ich hätte diese Vernehmung auch im Gefängnis mit dem Untersuchungshäftling Malden durchführen können. Jetzt sind wir quitt."

„Aber worum handelt es sich denn eigentlich?" fragte Jochen verwirrt.

„Das darf ich Ihnen nicht sagen", antwortete der Hauptsturmführer. „Aber ich will Ihnen verraten, daß auch ich Sie nicht mehr schützen kann und werde, wenn Ihr Name noch ein einziges Mal im Zusammenhang mit diesem verdammten Soldatensender Calais genannt wird."

Er nickte dem Kapitänleutnant zu und ging...

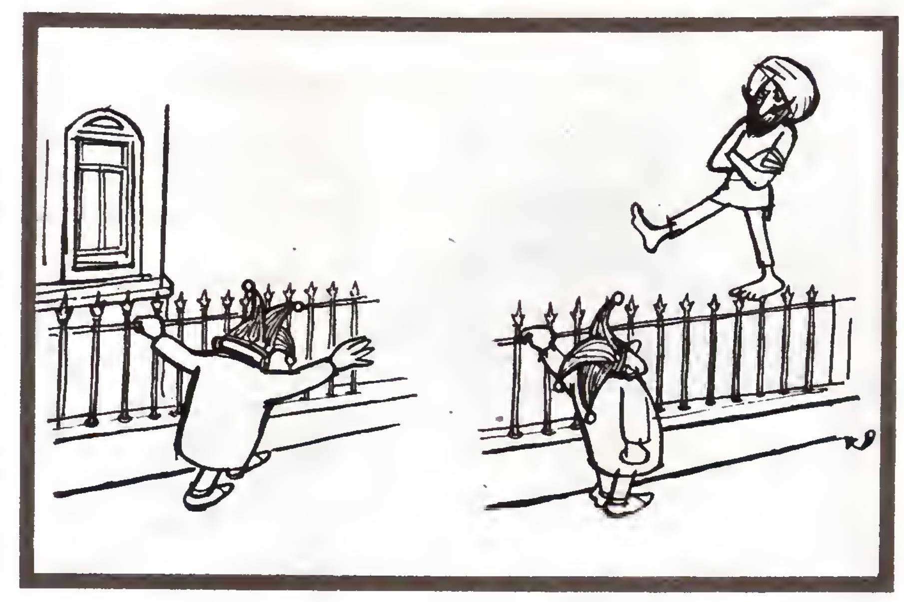
*

Der Dicke stellte den Lautsprecher etwas leiser, aus dem die Stimme des Nachrichtensprechers in das Büro dröhnte.

Die Tür zum Vorzimmer öffnete sich. Der Verbindungsoffizier des englischen Geheimdienstes zum Soldatensender Calais kam herein, winkte dem Chef kollegial zu und setzte sich in den angebotenen Sessel.

„Wir möchten nicht versäumen, euch alle auf den Leitartikel von Dr. Goebbels hinzuweisen, der morgen in der Wochenzeitung »Das Reich« erscheint", schloß der Sprecher seine Sendung. „Dieser Artikel, den ihr erst morgen lesen könnt, trägt die Überschrift: »Lehrmeisterin Geschichte.«

Im dritten Absatz schreibt Dr. Goebbels da: »Aber der Sieg ist nicht bei den stärkeren Bataillonen, sondern bei den



stärkeren Herzen.« Daran sollten alle Kameraden mal denken, die schon seit Monaten keinen deutschen Panzer mehr gesehen haben..."

Der Dicke lachte und stellte den Lautsprecher ab. „Jetzt rotiert der Goebbels wieder vor Wut."

Der Geheimdienst-Oberst schmunzelte.

Schon seit Monaten brachte der Soldatensender jede Woche die Überschrift des neuen Leitartikels von Goebbels im „Reich", und zwar einen Tag früher, als die Deutschen die Zeitung an den Ständen kaufen konnten. Hunderttausende von illegalen Hörern des Feindsenders wurden durch diese immer zutreffende Voraussage in dem Gedanken bestärkt, daß alles stimmen mußte, was sie auf dieser Welle hörten.

Goebbels tobte. Er wußte genau, daß der Dicke die Information aus der täglichen Hell-Funksendung hatte, über die alle deutschen Zeitungen mit Nachrichten versorgt wurden. Die Alliierten schrieben diese Sendung mit ihrem starken Richtempfänger einfach mit.

Der Propagandaminister hätte dem Soldatensender Calais diesen Nachrichtenclou nur nehmen können, wenn er darauf verzichtet hätte, daß bei Erscheinen des „Reich" alle deutschen Zeitungen auf seinen Leitartikel hinwiesen. Das aber wollte er nicht. Und so konnte der Dicke seinen Hörern weiterhin tolle Informationsquellen vorspiegeln, wo er in Wirklichkeit nur am Knopf zu drehen brauchte...

Der Oberst wurde ernst. Er nahm eine Fotografie aus der Aktentasche und reichte sie dem Chef.

Der zog die buschigen Augenbrauen hoch und pfiff leise vor sich hin.

Er sah auf der grobkörnigen, starken Vergrößerung recht unscharf ein ungewöhnlich stromlinienförmiges U-Boot mit einer starken Bugwelle. Es mußte sich um ein sehr großes Boot von über 1000 Tonnen handeln.

„Die erste Aufnahme des neuen deutschen U-Bootes", sagte der Geheimdienstmann stolz. „Vor ein paar Tagen in Hamburg aufgenommen."

„Na, dann wissen Sie ja alles", meinte der Dicke zufrieden.

„Nichts wissen wir", fuhr der Oberst auf. „Das ist die Form des Walther-U-Bootes, mit dem schon seit drei Jahren in Kiel und der Ostsee herumexperimentiert wird. Aber es ist gar nicht das Walther-U-Boot, sondern ein anderer Typ."

Er beugte sich vor. „Das Kriegskabinett hat sich heute mit der erneuten U-Boot-Gefahr beschäftigt. Wir haben den Auftrag bekommen, genaue Einzelheiten über Arbeitsweise, Bewaffnung und Schnelligkeit dieser Boote zu erforschen. Dringlichkeitsstufe eins."

Er senkte seine Stimme. „Der Premierminister wird bei Stalin darum bitten, daß sich der russische Winterangriff gegen die Danziger Bucht richtet, wo die Besatzungen für die neuen Boote ausgebildet werden. Die RAF hat den Auftrag bekommen, sämtliche deutschen Werften zu bombardieren."

„Könnte der Einsatz dieser Boote eine Kriegswende bedeuten?" erkundigte sich der Dicke nüchtern.

„Den Krieg können die Deutschen nicht mehr gewinnen", erklärte der Oberst. „Aber wenn sie ihre neuen U-Boote einsetzen, dann kostet das uns glatt die Hälfte unseres gesamten Schiffsraums. Und was das für unsere wirtschaftliche Stellung im Frieden bedeutet, brauche ich Ihnen nicht zu sagen."

Der Dicke kraulte nervös in seinem Bart. England würde aus diesem Krieg tief verschuldet hervorgehen. Das stand jetzt schon fest. Wenn es nun auch noch seine Handelsflotte verlor...

„Sie wollen also noch mal Ihr Glück bei dem Kapitänleutnant Malden versuchen, was?" fragte er hart.

Der Oberst nickte. „Nach unseren letzten Informationen müssen ihm wichtige Details bekannt sein, denn er ist in verschiedenen Fabriken aufgetaucht, um die Produktion anzukurbeln. Er muß also genügend Überblick haben, um unsere Fragen beantworten zu können."

„Ich habe Ihnen schon mal gesagt, daß er unsere Fragen freiwillig nicht beantworten wird", entgegnete der Dicke gereizt. „Ich würde Missler auf ihn ansetzen, der würde ihm die Daumenschrauben schon anziehen, aber dessen Sender ist ja aufgeflogen. Jochen Maldens Bruder, der hier bei mir arbeitet, fällt aus. Der wird ihn nie rumkriegen."

„Der hat ja auch schon zweimal versagt", warf der Oberst ein.

„Wenn Sie es so nennen wollen, bitte", sagte der Dicke eisig. „Nach meiner Meinung haben die französischen Mitarbeiter Ihres Geheimdienstes versagt. Aber lassen wir das."

Er lehnte sich weit in seinen Sessel zurück und starrte zur Decke. Der Oberst wußte, daß man den Chef jetzt nicht stören durfte. Die Minuten rannen zäh dahin.

Endlich richtete sich der Dicke auf. „Ich glaube, ich weiß einen Weg", sagte er. „Er ist mir nicht sympathisch, aber was Sie mir über die drohenden Gefahren sagen, läßt uns ja wohl keine Wahl."

Er erhob sich und gab dem Oberst die Hand. „Ich rufe Sie an, sobald ich mehr weiß..."

Eine halbe Stunde später saß Petra Nicodemus dem Dicken gegenüber. Sie musterte ihn erstaunt. Der immer überbeschäftigte Chef hatte sie noch nie so höflich und zuvorkommend begrüßt.

Der Dicke räusperte sich. „Ich habe keine gute Nachricht für Sie, Petra", sagte er mit seiner tiefen Baßstimme. „Lesen Sie das einmal."

Er schob ein Exemplar der amerikanischen Zeitschrift „Saturday Evening Post" über den Tisch. Sie enthielt einen groß aufgemachten Artikel über die Taten der französischen Widerstandsbewegung während der Besetzung Frankreichs. Eine Stelle war dick mit Rotstift angestrichen:

„Nach Ansicht von Alex, einem der höchsten Widerstandschefs in Paris, waren jedoch nicht diese tollkühnen Taten der wichtigste Beitrag seiner



Der neue Graupner

Ärger geht durch den Magen

Mit einem Magenkranken hat es der Arzt nicht leicht. Denn die Beschwerden, die ihm aufgezählt werden, sind meist recht unbestimmt. Und leider kann er nicht ohne weiteres einen Blick in den Magen seines Patienten werfen.

Das Röntgenbild gibt ihm zwar verschiedene Informationen, aber es sagt zum Beispiel nichts darüber aus, wie es mit der Säure im Magen steht. Und das gerade muß der Arzt wissen, wenn er eine Behandlung durchführen will.

Es bleibt ihm nichts anderes übrig, als die Magensonde anzusetzen. Der Patient muß einen dünnen, eingeölten Gummischlauch schlucken, mit dessen Hilfe Saft aus dem Magen gehoben wird. Danach kann der Säureanteil bestimmt werden.

Seit einigen Monaten nun wird unter Fachleuten recht lebhaft darüber diskutiert, ob die Magensonde nicht durch ein einfacheres Verfahren ersetzt werden kann. Magenkranke schlucken ein kleines Gummibeutelchen von der Größe einer Pille, das mit einem Faden aus Katzendarm zugebunden ist und einen blauen Farbstoff enthält.

Ist Säure im Magen vorhanden, wird der Faden aus Katzendarm verdaut. Das Beutelchen öffnet sich und entläßt den Farbstoff, der sich ein paar Stunden später im Harn des Patienten wiederfindet. Bleibt der Farbstoff aus, so enthält der Magensaft zuwenig oder keine Säure.

Diese einfache Methode ist zweifellos bequem. Wie steht es aber mit der Zuverlässigkeit dieses Verfahrens?

Kapazitäten haben vor kurzem zu dem Thema Stellung genommen. Nach ihrer Meinung darf von der schlauchlosen Methode nur die Beantwortung der Frage erwartet werden: Befindet sich im Magen Säure oder nicht?

Wenn der Arzt weitere Einzelheiten wissen will, so muß der Patient wohl oder übel die seit 75 Jahren bewährte Sonde schlucken, vielleicht sogar die sogenannte Verweilsonde, die mehrere Stunden im Magen bleibt, damit der Arzt feststellen kann, was sich während dieser Zeit dort ereignet.

Daß sich die Ärzte mit besonderem Eifer über die Methoden der Magenuntersuchung den Kopf zerbrechen, liegt an der ungeheuren Zahl von Gastritiskranken, von Menschen mit kranker Magenschleimhaut. Ein deutscher Professor hat vor kurzem gesagt, daß es kaum einen Erwachsenen ohne Gastritis gibt, und daß nur noch Kinder eine normale Magenschleimhaut besitzen.

Was ist die Ursache? Meist sind falsche Lebensgewohnheiten an der weiten Verbreitung der Gastritis schuld. Dafür ein Beispiel:

In der Mittagspause bei einem medizinischen Kongreß wurde den Teilnehmern warme Spargelsuppe serviert. Man soll beim Essen zwar nicht fachsimpeln, aber einer der Ärzte fragte seine Kollegen, wie heiß wohl die Suppe sei?

Die meisten schätzten zwischen 27 und 48 Grad.

Man holte ein Thermometer und tauchte es in die Suppe. Es zeigte 66 Grad an. Aber der Arzt, der das Thema angeschnitten hatte, konnte seinen Kollegen mitteilen, daß einige seiner Patienten sogar 85 Grad heiße Speisen zu sich genommen hatten.

Wenn man bedenkt, daß uns ein Bad von 40 Grad schon zu heiß ist, kann man sich vorstellen, wie die Magenschleimhaut durch heiße Speisen strapaziert wird.

Der Zustand mancher Magenkranker besserte sich bereits dadurch entscheidend, daß sie dem Rat ihres Arztes folgten und keine Speisen oder Getränke mehr zu sich nahmen, die heißer als 45 Grad . . . aber auch nicht kühler als 15 Grad Celsius waren. Denn eiskalte Getränke und Speisen sind für die Magenschleimhaut ebenfalls schädlich.

Andere Ursachen dieser Krankheit sind seelische Belastungen, anstrengende Nachtarbeit und ähnliche Beanspruchungen.

Wer sich zum Beispiel viel ärgert, dessen Speisen bleiben wie ein Klotz unverdaut im Magen liegen. Wir wissen aus Röntgenbildern, daß ein „verärgerter" Magen viel Schleim bildet. Wir wissen aber auch, daß Menschen, deren Magen durch die Folgen vielen Ärgers belastet ist, mit Hilfe einer psychotherapeutischen Behandlung geheilt werden können.

*

„Gegen Gastritis gibt es kein Allheilmittel", hat vor kurzem ein berühmter deutscher Kliniker gesagt. Aber das heißt nicht, daß wir keine Medikamente oder Behandlungsmethoden besitzen, die den Zustand eines Kranken entscheidend bessern können.

Am häufigsten wird die Rollkur angewandt. Der Kranke nimmt ein Medikament ein, legt sich hin und dreht sich mal auf die eine, mal auf die andere Seite, damit das Präparat die Schleimhaut des Magens überall erreicht. Das dabei verwendete Mittel hat eine gerbende Wirkung. Es soll die entzündete Schleimhaut festigen und heilen.

Viele an Magenschleimhautentzündung erkrankte Menschen befürchten, daß bei Fortdauer ihres Leidens ein Magengeschwür oder gar eine Magengeschwulst entstehen könnte. Auch Ärzte haben diese Vermutung zuweilen geäußert. Eine exakte Untersuchung, die auf Veranlassung von Orts- und Betriebskrankenkassen vorgenommen wurde, hat diese Annahme jedoch nicht bestätigt. *Dr. Heinz Graupner*

Der nächste Beitrag von Dr. Graupner „Tanzen - ärztlich verordnet", erscheint nach dem großen Karnevalsheft in Nr. 9



Der Henker war mir unsympathisch

Von Harold Q. Masur

Rechtsanwalt Scott Jardan steht unter Mordverdacht: Alle Indizien sprechen dafür, daß er den Chauffeur Fred Bantan erschassen hat. Kriminalkammissar Nola, Jardans Freund, gibt jedoch dem Rechtsanwalt 48 Stunden Galgenfrist. In dieser Zeit muß der Rechtsanwalt seine Unschuld beweisen. Dazu aber muß er den Märder finden. Die erste wichtige Spur führt in einen Schönheitssalan. Dart arbeitet Laura Bantan, die Schwester des Ermardeten. Bevor Scatt Jardan mit ihr spricht, ruft er nach seine Freundin Helen Adams an. Sie hat eine Schreckensmeldung für ihn: „Scatt, es ist etwas Entsetzliches geschehen. Die Polizei hat die Mordwaffe gefunden. In deiner Wahnung . . ."

Ich fühlte, wie meine Handflächen feucht wurden. Helens Worte hatten mich wie ein Keulenschlag getroffen.

„Das ist doch nicht möglich, wie soll denn . . ." stammelte ich.

„Doch", sagte Helen bekümmert, „ein Kriminalbeamter mit Namen Nola hat es mir gesagt. Und er hat mich gebeten, dir auszurichten, daß du ihn sofort anrufen sollst."

Langsam wurde ich wieder ruhiger. Nervosität konnte mir ja nicht weiterhelfen. Der Fall Fred Banton stand jetzt schlecht, ganz schlecht für mich . . .

Nachdem ich mich mit Helen in einem kleinen Restaurant zum Abendessen verabredet hatte, legte ich auf.

Als ich aus der Telefonkabine trat, rauschte die Empfangsdame auf mich zu und sagte: „Fräulein Banton ist jetzt frei. Den Korridor hinunter, Kabine sechs."

Die meisten Kabinentüren standen offen, so daß ich viele Frauen in den verschiedensten Verschönerungsstadien betrachten konnte. Sie wurden eingefettet, angemalt, frisiert und mit Wohlgerüchen umgeben. Aber was würde das Resultat am Ende sein? Vorspiegelung falscher Tatsachen, weiter nichts.

Ein Mann muß wissen, was für eine Frau er vor sich hat. Bei diesen künstlich zurechtgemachten Damen aber muß er erst dicke Schichten von Schminke wegputzen, bis er auf den Kern kommt.

In Kabine sechs war ein schlankgewachsenes Mädchen mit rötlichem Haar gerade dabei, Kosmetikfläschchen und -töpfchen zu ordnen.

Ich räusperte mich: „Fräulein Banton?"

Sie wandte sich um, und Erstaunen machte dem berufsmäßigen Lächeln Platz.

„Sie wollten mich sprechen?" sagte ich. „Sie haben in meiner Kanzlei angerufen. Mein Name ist Scott Jordan."

Sie schloß die Tür, lehnte sich dagegen und starrte mich an.

„Sind Sie Freds Schwester?" fragte ich.

Sie nickte.

Ihre Augenlider zuckten nervös. Ich sagte: „Mir tut Fred leid. Ich habe wirklich nichts mit seinem Tod zu tun."

„Ich glaube es", sagte Laura. „Kommissar Nola sagte es mir. Er scheint Ihnen sehr zu vertrauen. Aber der andere, der Untersuchungsrichter Lohmann, wollte alles über Sie und Fred wissen. Ich glaube, er hält Sie für schuldig."

„Und was haben Sie ihm gesagt?"

„Was konnte ich ihm schon sagen? Fred und ich wohnten nicht zusammen. Und mein Bruder zog mich nie ins Vertrauen. Manchmal schien er sogar vergessen zu haben, daß er eine Schwester hatte."

Laura schwieg und schaute mich lange prüfend an. Dann sagte sie: „Warum besuchten Sie Fred, kurz bevor er ermordet wurde?"

„Es hatte mit einem Fall zu tun, den ich vor zwei Jahren vor Gericht zu vertreten hatte."

„Mit der Scheidung des Schriftstellers Vincent Green?"

Ich blickte sie scharf an und sagte: „Was wissen Sie darüber?"

„Nur das, was mir Untersuchungsrichter Lohmann erzählt hat. Sie hätten dafür gesorgt, daß Fred mit der Frau seines Chefs in einem Hotelzimmer überrascht werden konnte. Und daß mein Bruder in dieser Sache ein Belastungszeuge gegen Sie gewesen wäre."

„Das ist nicht wahr", sagte ich bestimmt.

Sie zuckte mit den Schultern und ergriff eine Flasche mit Handöl, goß sich ein wenig davon auf ihre Handflächen und begann geistesabwesend die Finger zu massieren.

„Fred und ich standen uns nie sehr nahe", sagte sie dabei. „Aber er war der einzige lebende Verwandte, den ich hatte. Er ist ermordet worden. Und ich will, daß der Täter vor Gericht gestellt wird."

Lauras Stimme war leidenschaftslos und ohne Erbitterung, als sie fortfuhr: „Vielleicht hat Fred in seinem Leben viele Gaunereien begangen. Aber niemand hatte ein Recht, ihn zu töten."

„Was für Gaunereien, Laura?"

Mit bewegter Stimme begann sie die Vergangenheit ihres Bruders zu schildern: „Schon als Junge wurde er einmal beim Stehlen erwischt und kam dann für sechs Monate in eine Erziehungsanstalt. Und später gab es andere Schwierigkeiten, meistens wegen irgendwelcher Mädchengeschichten. Bis er dann die Anstellung als Chauffeur bei Vincent Green fand. Ich dachte damals, er hätte nun auf den rechten Weg zurückgefunden, aber ich glaube jetzt, daß das ein Irrtum gewesen ist."

„Warum glauben Sie das?"

„Er wurde doch ermordet! Jemand muß einen Grund dafür gehabt haben.

Der NEUE Kriminal-Roman

Ich nehme an, daß Fred wieder einmal in eine schmutzige Sache verwickelt war."

„Und was soll ich für Sie tun?" fragte ich.

„Nola sagte mir, Sie seien vertrauenswürdig", gab Fräulein Banton zurück. „Und da Sie ohnehin in diese Sache verwickelt sind, dachte ich, Sie könnten mir . . ."

Sie brach ab, schien sich nicht recht im klaren darüber zu sein, ob sie mir vertrauen konnte.

Schließlich sagte sie langsam: „Die Polizei hat eine Menge Geld in Freds Zimmer gefunden. Ungefähr viertausend Dollar. Ich glaube, dieses Geld gehört mir. Aber ich weiß nicht, wie ich darankommen soll. Die Polizei hat es beschlagnahmt. Und ich dachte, Sie könnten mir vielleicht helfen, daß mir das Geld ausgehändigt wird."

„Ich werde alles versuchen, was möglich ist, obwohl mir im Augenblick aus naheliegenden Gründen die Hände gebunden sind", sagte ich. „Können Sie mir denn nichts anderes sagen, was mir vielleicht weiterhelfen könnte?"

Laura biß auf ihrer Unterlippe herum, ehe sie sagte: „Vor einem Monat hat Fred mir eine Aktenmappe ausgehändigt. Er bat mich, sie für ihn aufzubewahren. Der Inhalt sei wertvoll, sagte er mir."

„Haben Sie der Polizei davon erzählt?"

„Nein."

„Wo ist die Mappe jetzt?"

„In meiner Wohnung."

„Und was ist darin?"

„Ich fand zwei Dinge, die Sie vielleicht interessieren könnten", sagte Laura. Sie nahm ihre Handtasche und zog ein zusammengefaltetes Stück Papier hervor und gab es mir.

Es war ein Schuldschein über ein Darlehen in Höhe von zehntausend Dollar, ausgefertigt für Fred Banton und unterzeichnet mit dem Namen Hugo Ritter.

Ich fühlte, daß sich mein Puls beschleunigte. „Kennen Sie diesen Hugo Ritter?"

Laura schüttelte den Kopf. „Mein Bruder hat diesen Namen nie erwähnt."

„Das ist ein sehr wichtiges Beweisstück, Laura. Ritter schuldete Fred einen Haufen Geld. Es könnte ein Grund gewesen sein, ihn umzubringen. Wo ist das andere Ding, das Sie mir zeigen wollten?"

Sie gab mir einen Briefumschlag, worin ein kleines Stück Stoff lag, dreieckig, aus dunkelblauem Samt, der metallisch glitzerte. Die Kanten waren ausgefranst. Stellenweise war der Stoff mit Schmutz und Fett verschmiert.

Ich hob den Fetzen hoch und sagte: „Sagt Ihnen das etwas?"

„Ich habe keine Ahnung. Ich weiß nicht, warum Fred diesen Stoff aufbewahrte."

Ich brachte den Schuldschein und den Stoffetzen in meiner Brieftasche unter, sagte, daß ich die Sachen zur Kriminalpolizei schicken würde, und Bat Laura um ihre Adresse.

Sie zog einen Bleistift aus der Tasche und schrieb mir ihre Anschrift auf. Dann gab sie mir fünf Zwanzigdollarnoten, die funkelnagelneu aussahen.

„Was soll das?" fragte ich.

„Vorschuß auf Ihr Honorar. Sie sollen mir doch zu den zehntausend Dollar verhelfen, die Hugo Ritter mir als Freds Erbin schuldig ist."

„Ich werde es versuchen", sagte ich, verabschiedete mich und ging.

Ich war froh, den Schönheitssalon verlassen zu können. Er erinnerte mich zu sehr an eine Werkstatt, wo rostige Automobile mit schimmerndem Lack aufgefrischt werden.

*

Von einem kleinen Postamt aus schickte ich den Schuldschein und den Fetzen Stoff zu Nolas Büro. Dann rief

Der Henker war mir unsympathisch

ich ihn an und gab ihm die nötigen Erklärungen.

„Sie haben mich in Teufels Küche gebracht, Jordan", knurrte Nola, als ich geendet hatte. „Wenn Sie keinen Erfolg haben, werde ich gefeuert. Lohmann hat vor Wut beinahe den Veitstanz bekommen, als er hörte, daß Sie mir entwischt sind."

Ich versuchte, den sympathischen Kriminalisten zu beruhigen, was mir nur höchst unzulänglich gelang. Schließlich sagte ich: „Erzählen Sie mir lieber etwas von der Mordwaffe, die man in meiner Wohnung gefunden hat."

„Eine Selbstladepistole, System Mauser. Kaliber: 7,65", sagte Nola trocken.

„Die gehört nicht mir", rief ich durch den Draht.

„Natürlich nicht." Nolas Tonfall verriet seine Meinung nicht.

„Sind Sie sicher, daß es die Mordwaffe ist?" fragte ich.

„Selbstverständlich. Es ist alles genauestens nachgeprüft, und unsere Spezialisten verstehen etwas von ihrem Geschäft."

Ich stöhnte: „Ihr zieht ja die Schlinge immer enger um meinen Hals. Ich habe Banton nicht getötet. Das wissen Sie doch, Nola. Irgend jemand versucht, mich hereinzulegen."

Nola ging nicht auf meine Worte ein. Er sagte: „Sie haben mir versprochen, die Sache innerhalb von 48 Stunden zu einem Ende zu bringen. Und wie stehen wir beide nun da? Belämmert. Aber vielleicht hilft es Ihnen weiter, wenn ich Ihnen sage, daß Lohmann das kompromittierende Bild von der ARO-Auskunftei zugeschickt wurde. Wir haben da nichts herausbekommen, was uns weiterhilft. Vielleicht haben Sie mehr Glück. Denn Sie sind mit den Menschen um Vincent Green ja besser bekannt als wir . . ."

*

Es gelang mir ohne Schwierigkeiten, die ARO-Auskunftei zu finden. Eine Stenotypistin schaute von ihrem Pult auf, als ich eintrat.

Ich lächelte sie freundlich an und sagte: „Können Sie mir eine Auskunft über einen Ihrer Kunden geben?"

Sie schüttelte den Kopf: „Unmöglich."

Ich versuchte, eine charmante, männliche Miene aufzusetzen. „Ich möchte nur die genaue Beschreibung eines Menschen, der Anfang dieser Woche einen Umschlag abgeliefert hat, der Untersuchungsrichter Lohmann überbracht werden mußte."

Sie bekam sichtlich Respekt. „Sind Sie von der Polizei?"

„Ich arbeite an der Aufklärung des Falles", antwortete ich, ohne zu lügen.

„Aber man hat mich doch schon verhört", begehrte die Stenotypistin jetzt auf.

„Ich weiß, aber ich möchte eine Beschreibung des Menschen, der damals hier war."

Die Stenotypistin dachte nach und tippte dabei mit dem Daumennagel gegen ihre Zähne.

„Es kommen ja nicht sehr viele Leute her . . ."

Ich wußte, was ihrem Gedächtnis nachhelfen würde, und zog eine Note aus der Brieftasche. Ohne sich im mindesten zu zieren, schob sie das Geld in den Ausschnitt ihrer Bluse und lächelte: „Ja, jetzt erinnere ich mich. Er war ziemlich groß, mit einem schwammigen Gesicht . . ."

„Und wie war er gekleidet?"

„Er trug einen grauen Tweedmantel mit Samtkragen. Daran erinnere ich mich genau, weil es mir so altmodisch vorkam."

Ihre Worte verbesserten meine Laune: Ich erinnerte mich genau, daß auch Arnold Parish, der Mann, den ich mit seiner Frau bei dem Schriftsteller Vincent Green kennengelernt hatte, einen solchen Mantel getragen hatte.

Ich schenkte der Stenotypistin mein freundlichstes Lächeln, bedankte mich und ging davon.

Arnold Parish. Eine ganz neue Spur. Wie war Parish zu dem Bild gekommen? Warum hatte er es an Untersuchungsrichter Lohmann schicken lassen?

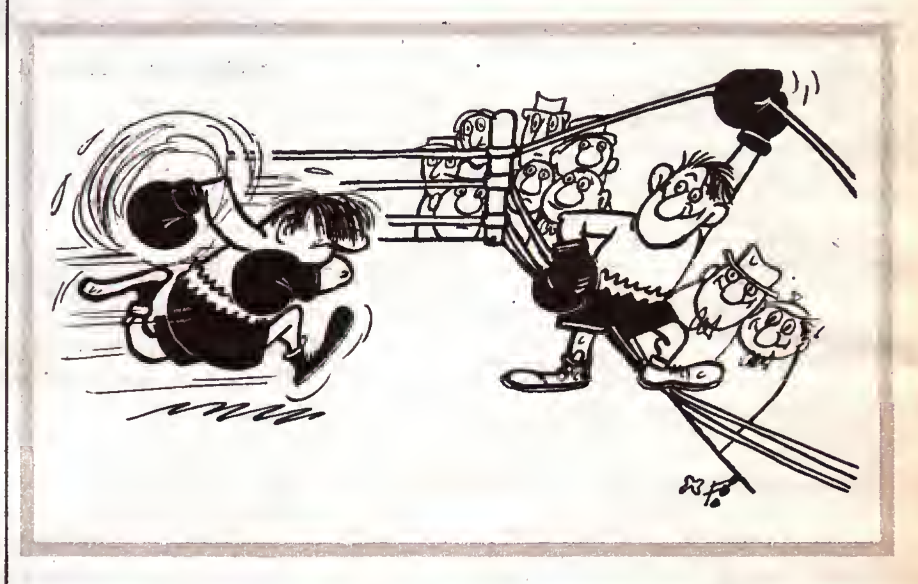
Alles Fragen, die ich vorläufig nicht beantworten konnte.

Es war mir klar, daß es die höchste Eisenbahn war, mich eingehend mit diesem Mann zu befassen, mit dem Mann, der mit Amy Greens Nichte verheiratet war.

*

Der Zufall wollte es, daß Parish gerade auf die Straße trat, als ich vor seinem Bürohaus Posten beziehen wollte.

Ich heftete mich an seine Fersen. Er ging nicht weit. Nach einigen hundert Metern betrat er eine Bar.



Ich wartete ein paar Minuten und ging dann durch die Schwingtür ebenfalls in den dämmerigen Raum. Beim Mixer bestellte ich mir einen doppelten Whisky und sah mich um.

Es dauerte lange, bis ich Parish entdeckte: Mit heftig wackelndem Kiefer sprach er in einer Ecke vor den Telefonzellen auf eine Frau ein. Und was seiner Frau so sehr fehlte, das hatte dieses Mädchen im Überfluß: ein blendende, etwas üppige Figur, die in ein enges Cocktailkleid gepreßt war. Ihr Gesicht war angestrichen wie ein Gartenzaun im Frühling, und sie hatte erfahrene Augen und einen trotzigen Mund.

Es war mir vollkommen gleichgültig, ob Parish Seitensprünge machte. Ich überlegte, ob ich die beiden stören sollte, doch dann dachte ich mir, daß ich hier kaum etwas erfahren würde, zahlte meinen Whisky und ging.

Parish fühlte sich augenscheinlich ziemlich sicher. Es würde mir bestimmt nicht schwerfallen, ihn bei besserer Gelegenheit wiederzutreffen.

Inzwischen war es spät genug für meine Verabredung mit Helen Adams geworden.

Helen wartete schon in einem kleinen Restaurant auf mich. „Gefällt dir mein Kleid?" fragte sie, nachdem ich sie begrüßt hatte.

„Hm", machte ich.

„Das klingt nicht sehr begeistert", sagte Helen tadelnd.

„Ich achte nie auf die Verpackung", gab ich zurück. „Der Inhalt interessiert mich mehr."

Auch wenn ich es nicht gleich zugeben wollte, so mußte ich mir doch im stillen eingestehen, daß Helens Kleid ein Volltreffer war und ihr ausgezeichnet stand. Das duftige Gebilde umgab sie wie eine zarte Wolke, und trotz all meiner Sorgen konnte Helen jetzt meine Bewunderung von meinem Gesicht ablesen und wurde langsam wieder zutraulich.

„Sag mal", fragte sie langsam. „Wie ist das denn mit dem Revolver gewesen?"

„Hör auf", fuhr ich sie an. „Oder glaubst auch du etwa, ich hätte Banton erschossen?"

Ihre langen, kühlen Finger legten sich auf meine Hand. „Unsinn, Scott", flüsterte sie. „Ich halte zu dir, was auch immer geschehen mag."

Beim Kellner bestellten wir englisch gebratenes Filet und Salat. Während des Essens plauderten wir miteinander, als gäbe es außer uns keine anderen Menschen auf der Welt. Als hätte es nie einen Fred Banton gegeben, einen Mann, den man brutal in seinem Hotelzimmer erschossen hatte.

Nach dem Essen brachte mir der Kellner die Rechnung, und ich zahlte mit einer Zwanzigdollarnote.

Ich fühlte, wie ich schläfrig wurde. Ich freute mich darauf, bald in Helens Wohnung in Sicherheit zu sein. Denn auch in dieser Nacht konnte ich es kaum wagen, in meiner eigenen Wohnung zu schlafen.

Daß es sehr lange dauerte, bis der Kellner mit dem Wechselgeld zurückkam, fiel mir erst auf, als zwei Männer auf meinen Tisch zusteuerten.

Der eine war wahrscheinlich der Geschäftsführer, der andere ein Polizist. Über einer nagelneuen Uniform blickte mich ein junges Gesicht mit grimmiger Entschlossenheit an. Der junge Hüter des Gesetzes wies mit seinem Gummiknüppel auf mich und sagte: „Ist das der Mann?"

„Ja", sagte der andere eifrig, während Helen einen Aufschrei nur mühsam unterdrücken konnte.

„Ich möchte einige Fragen an Sie richten, mein Herr", sagte der Polizist.

„Bitte nicht hier", bat der Geschäftsführer. „Gehen Sie in mein Büro."

Ich wehrte mich empört: „Was wollen Sie eigentlich von mir?"

Helen schien für den Polizisten Luft zu sein. Er packte meinen Arm und sagte: „Machen Sie keine Schwierigkeiten."

Meine Müdigkeit war plötzlich verschwunden. Mein Gehirn arbeitete fieberhaft nach einer Möglichkeit zu entkommen. Aber dann begriff ich, daß ich im Augenblick keine Chance hatte.

Deshalb stand ich auf und folgte den beiden in das Büro, nachdem ich Helen gebeten hatte, nach Hause zu gehen und dort auf mich zu warten.

Der enge Büroraum war mit trockener, verbrauchter Luft erfüllt. Der Polizist stellte sich mir gegenüber und hielt mir eine Zwanzigdollarnote unter die Nase. „Ist das Ihr Geld?"

„Kann sein, kann nicht sein", gab ich zurück.

„Reden Sie keinen Unsinn, Mann. Sie haben diese Note dem Kellner gegeben."

„Wenn Sie das wissen, warum fragen Sie mich dann?" sagte ich und brannte mir eine Zigarette an.

„Werden Sie nur nicht frech", sagte der Polizist und tastete nach seinem Gummiknüppel. Dann wollte er wissen: „Von wem haben Sie diesen Schein?"

Ehe ich antworten konnte, sagte der Geschäftsführer: „Die Note, die Sie dem Kellner gaben, ist gefälscht."

Ich starrte die beiden an. „Darf ich die Note sehen?"

„Nein!" Der Polizist steckte die Note ein, als hätte er Angst davor, daß ich das Beweisstück packen und hinunterschlucken könnte.

Ich versuchte, die beiden zu beruhigen. „Gut. Mag sein, daß der Schein falsch ist. Aber deshalb können Sie mich doch nicht hier in Ihr Büro schleppen und so unfreundlich ausfragen. Wenn Sie glauben, das Geld sei falsch, dann behalten Sie doch den Schein, und ich zahle mit einem anderen." →



Der Henker war mir unsympathisch

Als ich sah, daß die beiden zögerten, holte ich meine Brieftasche hervor. Gleich sollte ich es bereuen.

Der Polizist sagte: „Sie haben da noch mehr Geldscheine bei sich. Her damit!"

Mir blieb nichts übrig, als zu gehorchen. Der Polizist nahm die Geldscheine an sich und reichte sie dem Geschäftsführer. „Wie steht's mit denen?" fragte er ihn.

Der Geschäftsführer, ein blasser Mensch mit schütterem Haarwuchs, hielt die Noten gegen das Licht. Seine Lippen wurden scharf und schmal. Er sagte: „Die sind auch falsch. Alle ..."

Mein Herz klopfte. Das waren die Zwanzigdollarnoten, die Laura Banton mir gegeben hatte. Hatte sie mir absichtlich falsches Geld ausgehändigt?

Der Polizist, von seiner Wichtigkeit überzeugt, lächelte jetzt fast genießerisch: „Los, Mann. Kommen Sie mit auf die Wache."

Panik ergriff mich. Wenn der Kerl mich jetzt festnahm, mußte ich meinen Namen preisgeben. Und dann würde man Untersuchungsrichter Lohmann benachrichtigen und mich in eine Zelle sperren. Aber was sollte ich tun? Der Polizist zog ein paar Handschellen hervor und führte mich ab.

Ich war froh, daß Helen das Lokal bereits verlassen hatte, als mich der Polizist durch den Speisesaal auf die Straße führte.

*

Es kam alles so, wie ich es vorausgesehen hatte. Mit beißender Stimme las mir Untersuchungsrichter Lohmann zehn Minuten lang Gesetzesbestimmungen vor, während sein Assistent Bill Postilie mit ausdrucksloser Miene zuhörte.

„Was für ein Rechtsanwalt sind Sie denn eigentlich, Jordan?" fuhr Lohmann mich an, als er seine Gesetzesbücher zur Seite gelegt hatte. „Sie wußten, daß wir Sie suchten. Es stand in allen Zeitungen. Aber Sie zogen es vor, auf eigene Faust Detektiv zu spielen."

„Ich wollte Ihnen doch helfen", sagte ich schwach. „Ich versuchte, den Fall zu klären, indem ich ..."

„Ich muß schon sehr bitten", sagte Lohmann und knallte seine Faust auf den Tisch. „Bilden Sie sich vielleicht ein, Sie wären klüger als die gesamte New Yorker Polizei? Tüchtiger als unsere geschulten Beamten?"

„Nein", sagte ich. „Aber ich bin zufällig in diesen Fall verwickelt. Mein Kopf steckt in der Schlinge. Sie sind ja von meiner Schuld überzeugt. Sie halten mich für einen Mörder ..."

„Was soll ich denn sonst tun", fuhr er mich an.

„Ja", gab ich zu, „alle Zeugenaussagen belasten mich."

„Nett von Ihnen, wenigstens das zuzugeben", sagte Lohmann mit falscher Freundlichkeit. „Und dann denken Sie einmal an Ihren lieben Freund Nola: Er hat sich mitschuldig gemacht, weil er Sie entkommen ließ."

„Das ist nicht wahr."

„Nein? Seine Pflicht war doch sehr klar und eindeutig. Nola aber, dieser Hansdampf in allen Gassen, läßt Sie aus seinem Büro spazieren. Wahrscheinlich landet er neben Ihnen auf der Anklagebank."

Ich fühlte mich für Nolas gute Tat mir gegenüber verantwortlich. Wenn er seinen Posten verlor, war es meine Schuld.

„Lassen Sie doch Nola aus dem Spiel", bat ich Lohmann. „Die Polizei kann doch glücklich sein, einen so tüchtigen Mann in ihren Reihen zu haben. Und außerdem: Jetzt haben Sie mich ja trotz seines guten Willens in Ihren Klauen."

Lohmann lächelte sauer, öffnete eine Schublade und reinigte dann mit einem weichen Lappen seine Brille. Dabei sagte er zu Postilie: „Bill, bereiten Sie diesen Fall für morgen früh vor. Alles andere ist jetzt unwichtig. Die Anklage gegen Jordan lautet auf Mord. Und bestellen Sie alle Zeugen: den Portier, die Frau im Gang, die Telefonistin und die Detektive, die die Mordwaffe fanden. Das wird genügen, um einen Mordprozeß in Gang zu bringen ..."

Mit einem ironischen Zug um den Mund wandte sich Lohmann dann wieder an mich.

„Jetzt brauchen Sie sich nicht mehr um einen neuen Beruf zu kümmern. Ihr Fall ist klar. Wir haben genügend Beweise in den Händen."

Er rieb sich zufrieden die Hände und fuhr fort: „So, jetzt wollen wir uns noch mit dem Falschgeld beschäftigen, das Sie haufenweise in Ihrer Brieftasche mit sich herumschleppen."

Er drückte auf einen Knopf auf seinem Schreibtisch, und wenig später kam ein Mann herein, den ich augenblicklich erkannte.

Es war Peter Killborn, der beim Schatzamt tätig war und mit dem ich anläßlich eines Falles von Steuerhinterziehung näher bekannt geworden war.

Killborn war ein junger, frischer Mann mit klugen Augen und von gepflegtem Aussehen. Als er mir die Hand schüttelte, knurrte Lohmann: „Die Regierung hat aber seltsame Freunde."

Dann schob er das Geld über den Schreibtisch und sagte zu Killborn: „Jordan behauptet, die Blüten von einem Klienten erhalten zu haben. Aber er will nicht damit rausrücken, von wem."

Killborn untersuchte die Noten mit geschultem Blick. „Ja", nickte er dann, „seit Monaten stoßen wir auf diese Scheine. Übrigens die besten Fälschungen seit Jahren. Und bisher haben wir noch keine Spur finden können. Sie sind der erste, Jordan, der auf frischer Tat beim Ausgeben des Falschgeldes ertappt wurde. Erzählen Sie."

„Ich habe das Geld von einem Klienten bekommen", sagte ich.

„Sehen Sie, wie halsstarrig er ist", triumphierte Lohmann.

„Zu welchem Zweck?" fragte Killborn, ohne Lohmanns Einwand zu beachten.

„Als Vorschuß auf mein Honorar. Aber mehr kann ich Ihnen nicht sagen, bevor ich nicht mit meinem Klienten gesprochen habe."

Killborn schaute mich ungläubig an. „Ist das Ihr Ernst? Diese Kerle drucken und verteilen ihre Fälschungen, ohne eine Pause einzulegen." Dann appellierte er an mein Vaterlandsgefühl: „Und ich kann mir nicht denken, Jordan, daß Sie die Sicherheit unserer Währung aufs Spiel setzen wollen."

Ich schwieg.

Lohmann lächelte amüsiert und sagte: „Verschwenden Sie doch Ihre Zeit nicht mit Jordan, Killborn. Der ist hartgesotten. Und von Vernunft keine Spur."

Killborn wurde streng. „Dann nehme ich ihn in Gewahrsam wegen Besitz und Weitergabe von falschem Geld."

„Nach uns, mein Freund", sagte Lohmann mit der Miene eines Mannes, der in der Lotterie den Haupttreffer gewonnen hat. „Erst kommen wir. Und wir stellen ihn unter Anklage wegen Mordes. Wenn wir fertig sind, können Sie ihn haben ... Falls dann noch etwas von ihm übrigbleibt, von diesem superklugen Rechtsanwalt."

Killborn ließ sich von Lohmann die Zusammenhänge erklären, worauf mich der Beamte des Schatzamtes kalt musterte, die gefälschten Noten einsteckte und verschwand.

Als er die Tür hinter sich geschlossen hatte, ließ Lohmann einige andere Detektive kommen und sagte zu ihnen: „Wir sind mit Jordan vorläufig fertig. Sperren Sie ihn gut ein."

Ich machte ihn darauf aufmerksam, daß es mir nach dem Gesetz erlaubt sei, zu telefonieren.

Aber es dauerte noch eine geschlagene Stunde, bis alle Formalitäten meiner Verhaftung erledigt waren und ich einen Telefonhörer in der Hand hielt.

Ich rief Helen an. Sie meldete sich sofort.

„Nimm dich zusammen und hör mir gut zu", sagte ich, bevor sie mir Fragen stellen konnte. „Ich brauche deine Hilfe. Ich muß unbedingt Herrn Wendell Rogers sprechen, meinen alten Chef. Sag ihm, daß ich wegen Mordverdachts eingesperrt bin. Sag ihm, daß er sich mit mir in Verbindung setzen soll. Du mußt Rogers finden, und wenn du die ganze Stadt auf den Kopf stellst."

Helen versprach, alles zu tun, was sie konnte, und legte auf. Ein Polizist nahm mich am Arm, führte mich einige steinerne Treppen hoch und übergab mich einem Wärter.

Dann schloß sich eine vergitterte Zellentür hinter mir ...

(Fortsetzung folgt)

Delta N antwortet nicht

Fortsetzung von Seite 5

„Warum denn?" fragt Blodgett.

„Warum?" wiederholt Loomis. „Wenn Robert ihm nur halblaut sagte »Schau mir in die Augen, Bill!« und Bill gehorchte, so war er auch schon hypnotisiert. Robert hat ihn einmal in Kanada eines Nachts im Garten eines Freundes zwölf Schneemänner aufstellen lassen, ohne daß er am nächsten Morgen eine Ahnung hatte, wer diesen kindischen Unfug angerichtet hatte."

Blodgett nickt zufrieden. Dann sagt er: „Für heute dürfte das alles sein. Danke, Dr. Loomis."

Loomis steht schon auf, da fällt Blodgett noch eine Frage ein: „Augenblick! Können Sie mir die Namen von einigen Freunden Dr. Spears' geben? Ich meine nicht hier in Los Angeles. Die haben wir. Auch nicht in Dallas, wo er zuletzt gewohnt hat. Sondern Freunde von früher."

Loomis denkt nach. „Da war ein Anwalt in New York, den scheint er gut gekannt zu haben. Julian Frank hieß er. Und dann war da noch ein anderer Naturheilpraktiker, von dem er oft sprach. Der lebt in Utah oder Texas, ein gewisser Dr. Turka, wenn ich nicht irre. Mit mehr kann ich leider nicht dienen ..."

Der Sergeant führt Loomis hinaus.

„Wie hoch war Spears versichert?" fragt der Staatsanwalt, als die beiden wieder allein sind.

Blodgett öffnet die Aktenmappe, die er mitgebracht hat, schlägt sie auf: Dr. Robert Vernon Spears versicherte sich am 2. September 1959 auf 100 000 Dollar und bezahlte dafür 66 Dollar und 15 Cent. Es war eine Versicherungspolice für Luftreisen. Im Falle seines Todes war das Geld an seine Frau Frances auszuzahlen."

„Hat sie die Auszahlung gefordert?"

„Neun Tage nach dem Absturz des viermotorigen Flugzeugs im Golf von Mexiko erschien Frau Frances Spears zusammen mit ihrem Anwalt Charles W. Tessmer bei der Versicherungsgesellschaft in Dallas und meldete die Forderung an. Der Name ihres Mannes stand auf der Passagierliste der verunglückten Maschine, außerdem brachte Frau Spears eine Fotokopie eines Schecks mit, mit dem ihr Mann ein Hin- und Rückreise-Flugbillett Dallas—Tampa und Tampa — Dallas bezahlt hatte."

„Vorausschauend", bemerkt McKesson stirnrunzelnd.

Blodgett fährt fort: „Das war am 25. November. Die Überprüfung der Papiere durch die Luftfahrtgesellschaft war am 21. Dezember beendet. Der Auszahlung der Versicherungssumme stand nichts mehr im Wege."

„Mrs. Spears bekam also ihr Geld?"

„Nein. Die Gesellschaft zögerte die Zahlung hinaus. Sie erklärte, daß man bisher erst neun Leichen aus dem Golf von Mexiko geborgen habe, die anderen dreiunddreißig noch nicht. Also bestand die Möglichkeit, daß noch ein Passagier lebte. Der wahre Grund jedoch ..."

„Sie kennen ihn?" fragt der Staatsanwalt lächelnd.

„Ich glaube, ja. Nach dem Unglück meldete eine Frau Alice Taylor, daß ihr Ehemann William Allen Taylor vermißt sei. In seinem Postfach fand sie am Mittwoch, dem 18. November, eine jener Versicherungspolicen, die man auf einem Flugplatz aus Automaten erwerben kann. Seine war, wie der Automatenstempel aussagte, um 00.16 Uhr auf dem Flughafen von Tampa für zweieinhalb Dollar gekauft worden. Damit war er auf 37 500 Dollar versichert. Er hatte auf das Formular mit seiner Hand »Dallas« als Bestimmungsort eingesetzt.

Aber sein Name war auf keiner Passagierliste der von Tampa abgehenden Flugzeuge geführt."

Blodgett kramt in seinen Papieren, zieht ein paar aneinandergeheftete Seiten aus einem Stenogrammblock heraus. Sie sind ganz eng beschrieben. Und dann liest er vor, was Frau Taylor zu Protokoll gegeben hat.

„Mrs. Taylor, Sie haben der Polizei von Tampa gesagt, daß Dr. Spears Ihren Mann gezwungen habe, an seiner Stelle nach New Orleans zu fliegen. Kannten Sie denn Dr. Spears?"

„Ja, leider! Ich habe nie einen Menschen gesehen, der mir unsympathischer war. Mehr als das: er war mir unheimlich. Und sein Einfluß auf William war furchtbar. Jedesmal, wenn er mit ihm zusammentraf, war er ungenießbar."

„Sie sprechen immer von »William« und »meinem Mann«. Sie meinen die Zeit, da Sie noch mit Ihrem Mann zusammenlebten. Sie sind doch jetzt geschieden?"

„Ja. Aber ich erfuhr ja auch später noch, wenn die beiden einander sahen. Oder wenn ein Brief von Spears kam. William wurde dann von richtigen Depressionen befallen. Er kam ja fast jeden Tag zu mir, um unseren Sohn zu sehen."

„Wie waren die finanziellen Verhältnisse Ihres Mannes?"

„Er verdiente recht gut. Etwa 8000 bis 10 000 Dollar im Jahr. Als Autoreifen-Verkäufer. Dennoch befand er sich oft in Geldverlegenheit. Besonders drückte ihn ein Darlehen von 5000 Dollar, das er aufgenommen hatte."

„Und Sie wissen genau, daß Ihr Mann Dr. Spears getroffen hat, bevor er verschwand?"

„Ganz genau. Am Freitag, dem 13. November, um vier Uhr nachmittags, rief mich William an, um seinen Besuch abzusagen. Ursprünglich wollte er bei uns essen. Am nächsten Tag rief er an und bat unseren Sohn Billy, ins Hotel zu kommen, weil er ihn sehen wollte und nicht wegkonnte. Am nächsten Tag kam William zu mir, aber nur auf zehn Minuten. Er war, wie gewöhnlich bei einem Besuch seines Freundes Spears, bedrückt und niedergeschlagen. Später telefonierte er noch dreimal. Sprach kurz mit Billy. Beim drittenmal verlangte er dann mich an den Apparat und sagte mir zu meinem Erstaunen, daß er nach Atlanta fahren wolle, um wegen eines neuen Postens mit jemand zu sprechen. Ich hatte keine Ahnung, daß er seine Stellung wechseln wollte. Dann sagte er noch, daß er mit Dr. Spears zum Essen ginge. Das war das letztemal, daß ich seine Stimme hörte. Und in derselben Nacht, also schon am 16. November, kaufte er die Versicherungspolice im Automaten, die ich am 18. im Postfach fand."

„Und dann lasen Sie vom Flugzeugunglück, bei dem Dr. Spears umgekommen ist?"

„Ja, und mein Mann war verschwunden. Aber in seiner Wohnung fehlte nicht ein einziger seiner Anzüge. Dagegen war sein Auto nicht in der Garage."

„Und wie erklären Sie sich sein Verschwinden, Mrs. Taylor?"

„Für mich ist alles klar, auch wenn mich die Polizei hundertmal auslacht. Dr. Spears hat ihn hypnotisiert, Mr. Blodgett. Hat ihm befohlen, an seiner Stelle das Flugzeug zu nehmen. Und im Koffer Dr. Spears' war eine Zeitbombe, die über dem Golf von Mexiko explodierte. Mein Mann ist der Passagier, der als Dr. Spears auf der Liste steht ..."

*

Zwei Tage später stürzt wieder ein „National-Airline"-Flugzeug ab. Eine DC—6 B, die um 11.51 nachts New York verlassen hat, um nach Miami zu fliegen. Um 2.31 kommen nahe Wilmington im Staate North Carolina 34 Passagiere in den lodernden Flammen um.

Am 7. Januar wird die Passagierliste veröffentlicht.

Auch Staatsanwalt McKesson in Los Angeles hat von dem Unglück gelesen. Als er in sein Büro kommt, wartet Blodgett auf ihn. „Mr. McKesson, melden Sie sofort ein Gespräch nach Washington an. Es betrifft das über North Carolina abgestürzte Flugzeug. Wir wissen etwas, was man bei der Bundespolizei nicht weiß."

McKesson sieht ihn erstaunt an. Blodgett hat ihm die Zeitung mit der Passagierliste auf den Tisch gelegt. „Was wissen wir, Mr. Blodgett?"

„Hier: Julian A. Frank, Anwalt aus New York City."

McKesson erinnert sich sofort. „Ein Freund von Dr. Spears."

Der Staatsanwalt greift nach dem Telefon.

Am Abend desselben Tages verläßt in Dallas eine hagere, spitznäsige Frau mit dünnen Lippen ihr hübsches Haus. Sie eilt zu dem bloß drei Straßen entfernten Hotel Lakewood.

„Bitte zu Dr. Rhodes!" sagt sie zum Empfangschef. Er gibt ihr die Zimmernummer.

Sie klopft an die Tür.

„Ich bin's, Frances!" sagt sie.

Dr. Spears öffnet ihr ..."

(Fortsetzung folgt)

Giselas Fernseh-Cocktail

Täglich verarzten läßt sich die grippös erkrankte Agnes Fink, um für ihre Fernsehtitelrolle als „Herzogin von Langeais" fit zu sein. „Durch die Nase sprechen, paßt notfalls zu einer Herzogin", wandte sie sich an ihren Hausarzt, „was aber machen wir, wenn ich meinen Husten nicht rechtzeitig loswerde?" „Dann verschreibe ich Ihnen eine andere Rolle", erwiderte der auf Künstler dressierte Medizinmann, „am besten die Kameliendame."

●

Dänemarks blondes Exportgift Ann Smyrner, bei dem es mich interessieren würde, welches Make-up es auf seinem Make-up trägt, möchte Frauen mit angeknackstem Seelenleben auf den Bildschirm bringen. In „Das große Messer" hatte die junge Attraktivistin, die gerade eines neuen Films wegen eine gute Fernsehrolle ablehnen mußte, erstmals Gelegenheit dazu. „Eine so unmittelbare Wirkung auf das Publikum habe ich beim Film noch nicht erlebt", erzählte sie mir. „Kaum war ich mit meiner Rolle als Trinkerin zu Ende, da riefen auch schon ein paar junge Leute an und fragten, ob ich bei ihnen weiterfeiern würde."



„Vormittags ist keine Sendung!"

Zwei Fernsehautoren unterhalten sich. „Mir fällt zur Zeit nichts, aber auch gar nichts ein." „Interessant . . . und für welchen Sender?"

Neuester Job . . .

Der „Faust-Darsteller" Bubi Scholz will in dem Schwank „Meisterboxer" in einer entscheidenden Szene dem Marmeladenfabrikanten und vermeintlichen Ringchampion Breitenbach alias Willy Millowitsch gegenübertreten. Endlich mal ein paar neue Farben im Fernsehprogramm, und wenn es auch nur die Vereinsfarben des Boxsportes sind: Grün und Blau.



Eine Neubauwohnung mit besonders dünnen Wänden *hat Erni Mangold bezogen, die gerade in „Aufruhr" (oben mit Franz Schafheitlin) zu sehen war. Es kümmert sie wenig, daß die Standuhrgeräusche aus der Nachbarwohnung so klingen, als würde bei ihr eine Straßenbahn durchs Zimmer fahren. Eines jedoch ist zuviel: daß in einer anderen Nachbarwohnung eine fast hundertjährige schwerhörige Dame Abend für Abend von ihrer Gesellschafterin die „Iphigenie" auf sächsisch vorgelesen bekommt.*

●

„Isch habbe gerade eine Wohnung hier gemietet", informierte Rosita Serrano in einem ihrer kostspieligen Rundgespräche ihre Kölner Freunde, „bloß Stullen habe isch keine." Als man dem chilenischen Zugvogel, der sich erst langsam wieder an unsere Sprache zu gewöhnen beginnt, eine Platte belegter Brote ins neue Heim schickte, stellte sich heraus, daß Rosita etwas ganz anderes gemeint hatte, nämlich . . . Stühle.

„Tagsüber Metzger, abends Kapellmeister", lauteten früher die Berufswünsche des jungen Rainer Bertram, der statt dessen Schauspieler und Schlagersänger wurde. Im Fernseh-Musical „Es geschah in Paris" übernahm er erstmals eine kleine Rolle, nachdem ihn die Fernseher in der „Schlagerparade" bereits einen deutschen Schlager aus der Taufe heben sahen. Von seiner Tourneepartnerin Marika Rökk bekam der schwarzhaarige Münchner den Spitznamen „Pudel" verliehen. Nicht etwa wegen seiner Bereitwilligkeit, sich von erfahrenen Kollegen ein bißchen an die Leine nehmen zu lassen, sondern wegen seines Karakul-Haarschnitts.

●

Der Schotte ruft seinen Zahnarzt an: „Könnten Sie mir am Donnerstagabend nach dem Kriminalstück im Fernsehen einen Zahn ziehen, und zwar ohne Narkose?" „Das ließe sich machen", antwortet der Zahnarzt verwundert und fügt hinzu, „aber warum ohne Narkose?" „Das ist billiger", meint der Schotte, „nach solchen Programmen bin ich sowieso wie betäubt."

Kleine Wochenschau

■ URSULA HERKING zählt Irmgard Keun zu ihren Lieblingsautoren, was Kollegen zu dem Ausspruch inspirierte: „Die Keun war ihr Schicksal".

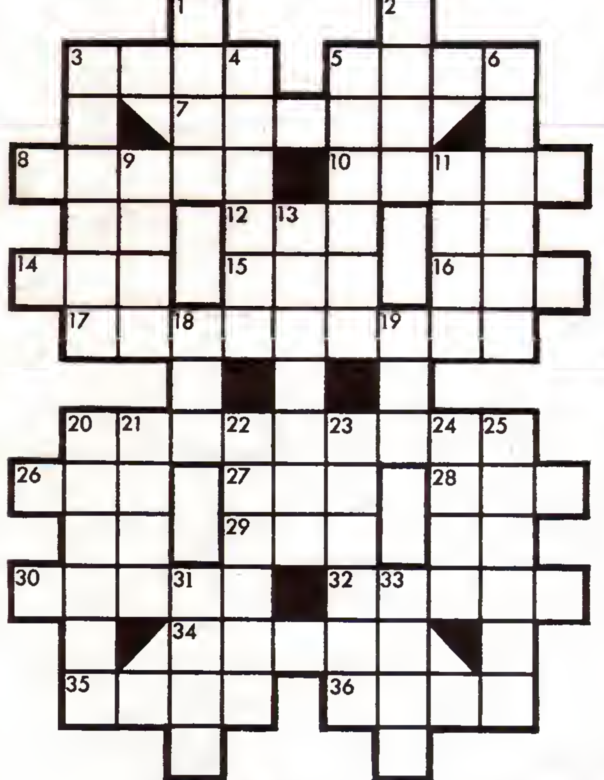
■ HORST TRINKWALD ließ sich den Blinddarm entfernen. Nach der Operation äußerte er: „Ich fühle mich wie nach einer geglückten Livesendung."

■ SCHLUSSPUNKT: Abendliches Telefongespräch. „Möchten Sie heute unsere Opernkarten benutzen?" „Zu spät, mein Mann hat bereits seine Fernsehpantoffel an."

Bis zur nächsten Woche . . . Ihre

Gisela Schlüter

RÄTSEL



Kreuzworträtsel

W a a g e r e c h t : 3. Turngerät, 5. Ländlicher Besitz, 7. Porzellanmuschel, 8. Erdteil, 10. Asiat, 12. Englisches persönl. Fürwort, 14. Staatenbund (Abkürzung), 15. Ballspielregel, 16. Japanische Münze, 17. Naturerscheinung, 20. Athenischer Feldherr (Sieger von Marathon), 26. Göttin der Morgenröte, 27. Nordische Göttin des Totenreiches, 28. Pelzart, 29. Papageienart, 30. Handgriff, 32. Hexe, böser Geist, 34. Bühnenleitung, 35. Schwimmvogel, 36. Wasserstrudel.

S e n k r e c h t : 1. Raumwinkel, 2. Nebenfluß des Rheins, 3. Getrocknete Weinbeere, 4. Staat der USA, 5. Germane, 6. Kleidungsstück, 9. Abgott, 11. Kleiner Behälter, 13. Exemplar einer Säugetiergattung, 18. Kennzeichen, 19. Norne, 20. Wochentag, 21. Vater Davids, 22. Griechischer Weiser, 23. Gestalt aus 1001 Nacht, 24. Kletterpflanze, 25. Teil der Rundfunkanlage, 31. Mädchenname, 33. Stadt am Niederrhein.

Silbenrätsel

an — bi — che — chen — cho — con — cut — ei — ein — el — elt — en — en — form — ge — ger — glas — hei — heim — ho — hu — i — in — le — li — ling — lo — lu — ma — me — mer — ne — ne — ne — nec — nett — ni — ni — ot — po — rat — re — rungs — sig — spi — sten — ta — ta — tel — ten — ter — ti — tur — u — vi — vil — wäh.

Aus obigen Silben bilde man 20 Wörter, deren erste und dritte Buchstaben, jeweils von oben nach unten gelesen, einen Ausspruch von Goethe ergeben; sl = ein Buchstabe.

Die Wörter bedeuten:

1. Neuordnung des staatlichen Geldwesens, 2. Teil der Sendeanlage, 3. Musikinstrument, 4. Krankheitserscheinung, 5. Behälter, 6. Samoainsel, 7. Kraftmaschine, 8. Entwicklungsstadium des Maikäfers, 9. Einlegearbeit, 10. Kurort im Pustertal, 11. Staat der USA, 12. Deutscher Dichter († 1856), 13. Geschwindigkeitsmesser, 14. Titel, 15. Stadt im Rheingau, 16. Griechischer Buchstabe, 17. Wollstoff, 18. Gasthaus, 19. Europäischer Staat, 20. Sehhilfe.

✱

Verwandlung

Als der Dichter sein Herz büßte ein,
Hörte im Feld ich den Vogel schrein.

Wertvoll

Jede der nachfolgenden Wortgruppen ist nach Zufügung eines Buchstabens durch Schütteln in ein Wort der angegebenen Bedeutung zu verwandeln. Nach richtiger Lösung nennen die zugefügten Buchstaben, die den Anfangsbuchstaben der zu suchenden Wörter entsprechen, drei Schmucksteine.

1. Ente — Samt = Letztwillige Verfügung, 2. Nase — Thur = Englisches Parlament, 3. Mine — Not = Ort in Ostpreußen, 4. Anno — Leid = Musikinstrument, 5. Gin — Note = Tochter des Ödipus, 6. Gau — Nest = Schalentier, 7. Ban — Lust = Stadt in der Türkei, 8. Eis — Ems = Rachegöttin, 9. Ana — Barde = Spanischer Tanz, 10. Erna — Reis = Pelzart, 11. Nein — Sonde = Malaiischer Staat, 12. Laon — Poe = Kaiser der Franzosen, 13. Garn — Ost = Gewürzpflanze, 14. Main — Ode = Fruchtgetränk, 15. Arzt — Ate = Krankenhaus, 16. Maar — Nadel = Lurchart, 17. Bar — Halm = Bauwerk in Granada, 18. Rinde — Saal = Edelholz, 19. Kurs — Lee = Männergestalt der griechischen Sage, 20. Fink — Note = Anstecknug, 21. Reibe — Spore = Französischer Revolutionsheld.

Zahlenrätsel

1.	10 4 15 2 5 21 16 6 15 17	Schwedischer Bühnendichter
2.	18 19 11 6 15 5 2 18 9 10	Deutscher Astronom
3.	7 13 14 6 5 16 7 13 14	Deutscher Landschaftsmaler
4.	5 6 3 4 19 5	Englischer Physiker
5.	21 2 6 10 6 8	Deutscher Erfinder
6.	2 16 10 6 5	Nordischer Dramatiker
7.	5 7 13 14 4 2 17 7 8	Deutscher Afrikaforscher
8.	7 20 9 5 21 10 6 5	Norwegischer Polarforscher
9.	12 6 15 21 2	Italienischer Opernkomponist
10.	2 1 1 8 7 5 21	Schauspieler und Bühnenleiter im vorigen Jahrhundert
11.	6 21 2 10 19 5	Amerikanischer Erfinder
12.	5 2 13 19 8 7 2	Deutscher Opernkomponist

Die Anfangsbuchstaben der gefundenen Wörter nennen eine nordeuropäische Halbinsel.

Auflösungen aus Nr. 6

Kreuzworträtsel: Waagerecht: 1 Mandarin, 5. Viktoria, 9. Ale, 10. Ton, 11. Anakonda, 15. Untersee, 19. Los, 21. Pilsen, 22. Jargon, 24. Ate, 27. Flandern, 30. Minarett, 33. Oka, 34. Dei, 35. Languste, 36. Leutnant. — Senkrecht: 1. Meran, 2. Nora, 3. Arno, 4. Natal, 5. Venus, 6. Tube, 7. Reis, 8. Athen, 12. Nepal, 13. Kolin, 14. Niere, 16. Train, 17. Reger, 18. Ernst, 20. Ort, 23. Pfuhl, 24. Anode, 25. Email, 26. Start, 28. Amen, 29. Drau, 31. Arzt, 32. Edda — **Wohlbehütet:** Sedan, Oslo, Mosel, Beuel, Rhone, Ebro, Rabat, Oker, Bober, Atlas, Riga, Eider, Tauber, Thale, Torgau, Ural, Regen, Berlin, Alsen, Nabe, Krakau, Aras, Pisa, Peking, Eton = Sombrero, Barett, Turban, Kappe. — **Ausfüllrätsel:** 1. Tip, 2. Miliz, 3. Eisbein, 4. Bimsstein, 5. Wildschwein, 6. Eisenwein, 7. Bigamie, 8. Pinie, 9. Gin. — **Silbenrätsel:** 1. Dover, 2. Efendi, 3. Rebus, 4. Wiege, 5. Inful, 6. Dahme, 7. Epidemie, 8. Robinson, 9. Rosette, 10. Ural, 11. Flaute, 12. Hagel, 13. Allgäu, 14. Tapete, 15. Neuenahr, 16. Indigo, 17. Chianti, 18. Terzerol, 19. Brauerei, 20. Esther, 21. Indossament, 22. Niello, 23. Esperanto, 24. Guano = Der Widerruf hat nicht Beine genug, um die Luege einzuholen. — **Die Gleichung:** Ul(m), Ti(p), Ma(s)t, (R)um = Ultimatum. — **Sehr begreiflich:** versuchten, vertuschen.

Die NEUE Jllustrierte, eine aktuelle politische Bilderzeitung, erscheint jeden Dienstag. Herausgeber: Neuer Verlag; Bildredaktion: Harald Lechenperg (verantwortlich), Alfred Woldt, Hans Krupp, Wolfgang Sorsche, Paul Karalus, Heinz Sklorz; Textredaktion: Paul Baumgarten (verantwortlich), Ludwig Degelmann, Heinrich Oberst, Dr. Werner Fach. — Verlagsleiter: Joachim Viedebantt. Verantwortlich für den Anzeigenteil: Otto Burghardt. — Anschrift: Neuer Verlag, Köln, Breite Straße 70; Ruf 23 36 66/67; Postscheckkonto: Köln 1547 30; Bank-Konten: Dresdner Bank A. G., Köln, Deutsche Bank A. G., Köln, Kreissparkasse Köln. — Druck: M. DuMont Schauberg, Pressehaus Köln. Bestellungen nimmt jede Postanstalt entgegen. Der monatliche Bezugspreis beträgt 2,11 DM zuzüglich —,09 DM Zustellgebühren. — In Österreich für die Herausgabe verantwortlich: Alfred Meyer-Oertel, Altmünster am Traunsee, Eck 77. — Die NEUE Jllustrierte darf nur mit ausdrücklicher Genehmigung des Verlages in Lesezirkeln geführt werden. — Printed in Germany.

Auslandspreise: Afrika sh 1/6; Australien austr. sh 1/9; Belgien frs. 7.—; Canada can. c 25; Dänemark kr. 1.25; England sh 1/3; Finnland Fmk 70; Frankreich NF 0.70; Holland cts 60; Italien Lire 100; Luxemburg frs. 7.—; Norwegen kr. 1.25; Österreich S. 4.—; Portugal Esc. 5.50; Schweden Öre 85; Schweiz Rp. 60; Südamerika US-c 20; USA US-c 25.

Unsere Ingenieure arbeiten unablässig für den technischen Fortschritt. Ein Ergebnis dieser Arbeit ist der automatische Regler für Koks-Zentralheizungen. An einem Thermostaten stellt man die gewünschte Temperatur ein. Der Regler sorgt dann selbsttätig für richtige Wärme. Kohle und Koks sind das am meisten verwendete Heizmaterial: in rund 15 Millionen Haushaltungen wird mit Kohle und Koks geheizt – das sind 85% aller Haushalte in der Bundesrepublik.

Ohne Kohle geht es nicht

Kohle

Fundament von Wirtschaft, Wohlstand und Fortschritt



Fahrbahn-
verschwenkung
100 m

Autofahrer in Köln wunderten sich über diese Neuschöpfung in der deutschen Sprache, die sie auf einem Schild an einer der Hauptverkehrsstraßen fanden.

Ein Küster ertappte im Beichtstuhl einer Paderborner Kirche einen jungen Mann von 18 und ein junges Mädchen von 17 Jahren, die sich den stillen Ort zu einem Rendezvous ausgesucht hatten. Sie waren schon mehrmals beobachtet worden, wie sie hinter dem Beichtstuhlvorhang verschwanden. Das Liebespaar hatte bei seinem Schäferstündchen im Beichtstuhl nicht vergessen, ein elektrisches Öfchen dort einzuschalten.

Um die in Mannheim neu herausgegebenen Beförderungsvorschriften der Verkehrsbetriebe auf ihre Gültigkeit hin zu überprüfen, stieg ein Spaßvogel mit einem kleinen Pony in einen Straßenbahnwagen und löste zwei Erwachsenenfahrscheine. Der Schaffner machte gute Miene zum bösen Spiel und ließ das Pony mitfahren. In den Bestimmungen heißt es: Für Kinderwagen, Hunde und größere Tiere ist Erwachsenenfahrpreis zu berechnen.

Weil der kleine Hund eines Heizers vom Kreiswehrersatzamt in Osnabrück an einem Dienstwagen der Standortverwaltung sein Geschäftchen verrichtet hatte, erhielt sein Herr von der vorgesetzten Dienststelle jetzt einen Brief. Darin wurde ihm untersagt, den Hund weiter ins Kreiswehrersatzamt mitzubringen.

Bei einer Verlobungsfeier kam es in Hannover zu einer schweren Schlägerei. Ein Vater wollte seine Tochter mit einem 20 Jahre älteren Kaufmann verloben. Obwohl sich beide Partner dagegen sträubten, erschienen sie aber zu der angesetzten Verlobungsfeier. Die Tochter flirtete hier mit einem jungen Mann, und der Bräutigam machte der Schwiegermutter so galant den Hof, daß der Schwiegervater eifersüchtig wurde und beide verprügelte.

In Lübeck alarmierten Einwohner einer Straße die Polizei, weil eine Gestalt über die Dächer kletterte. Man glaubte einen Einbrecher entdeckt zu haben. Es stellte sich aber heraus, daß ein 19jähriger Lehrling, völlig bezecht, von der Gaststätte bis zu seiner Wohnung den Weg über die Dächer nehmen wollte.

Während des Kongresses für Entspannung in Kopenhagen lagen die Teilnehmer auf Gummimatratzen und hörten sich so Reden und Vorträge an.

Aus verständlichen Gründen beantragte Fräulein Regula Suppenknochen aus Meersburg am Bodensee eine Namensänderung. Dem Antrag wurde stattgegeben. Sie nannte sich dann: Regula Goldig. Jetzt, als sie heiratete, mußte sie auf dem Standesamt mit Regula Rippenfell die Urkunde unterzeichnen.

In der Nähe von Scheveningen gab es für die Strandbesucher einige Tage lang Freibier. Ein Küstenfrachter hatte im Sturm eine Decksladung Büchsenbier verloren. Bei günstiger Strömung wurden die Büchsen an Land gespült. Sie waren zwar angerostet, aber ihr Inhalt blieb frisch und kühl.



Zwei Londoner Journalisten hatten gewettet, daß man in einer mittelalterlichen Sänfte schneller in der City vorwärtskommt als mit einem Sportwagen. Die Strecke von 400 Metern wurde abgemessen. In der Sänfte nahm die junge, hübsche Schauspielerin June Thorburn Platz. Zwei Studenten in der Tracht des 18. Jahrhunderts fungierten als Sänftenträger. Sie benutzten die Bürgersteige und kamen vor dem Wagen ans Ziel, der an den Ampeln immer wieder halten mußte.

Weil er heimlich Briefe öffnete, Liebesbriefe zurückbehielt und mit den jungen Briefschreiberinnen Schäferstündchen vereinbarte, wurde der argentinische Hauptmann Juan Serez von den Rekruten seiner Kompanie so verprügelt, daß er in ein Militärlazarett eingeliefert werden mußte.

Als Frau Genny Kobia in einem Appartementshaus in Middelkerke (Belgien) mit dem Fahrstuhl abwärts fuhr, um im Keller Kohlen zu holen, blieb sie mit dem Lift zwischen dem ersten und zweiten Stock stecken. Sie drückte den Alarmknopf und schrie verzweifelt um Hilfe. Da sie aber im Winter die einzige Bewohnerin des Hauses ist, hörte sie niemand. Vier Tage und vier Nächte mußte sie, nur in Morgenrock und Hausschuhen, aushalten, dann wurde sie von den Leuten der Müllabfuhr entdeckt und befreit.

Um einen Reifen zu wechseln, parkte ein Autofahrer aus Düsseldorf seinen Wagen auf den Gleisen der westfälischen Landeseisenbahn bei Südlohn im Kreise Ahaus. Seine Begleiterin blieb im Wagen sitzen und frühstückte unterdessen. Beide erschraken, als plötzlich ein Zug hinter ihnen hielt. Der Autofahrer hatte geglaubt, daß die Eisenbahn außer Betrieb sei.

Ein 22jähriger Student aus München hatte mit zwei anderen Kommilitonen eine Wette abgeschlossen, wer als erster nach einem Wochenendurlaub von Garmisch in München eintreffe. Bedingung war, per Anhalter zu fahren. Der 22jährige verkleidete sich als junges Mädchen und wurde von einem Herrenfahrer mitgenommen. Als kurz vor Starnberg der Kavalier von der Olympiastraße abbog und zudringlich wurde, wehrte sich der verkleidete junge Mann und schlug dem Unhold zwei Zähne ein. Dann sprang er aus dem Wagen, stürzte aber durch die ungewohnten Damenschuhe zu Boden. Dabei riß er eine 78jährige Frau mit, die das Handgelenk brach.

Der Leiter der norwegischen Antialkoholiker wurde nach einer Schiffskatastrophe von einem Rettungsboot des Seenotdienstes aus der eisigen See gefischt. Er war bereits bewußtlos. Man flößte ihm Whisky ein, und er kam wieder zu sich. Jetzt trat er aus der Abstinenzlerbewegung aus, nachdem er zuvor sein Amt als Präsident niedergelegt hatte.



Hinter Sticky geht einer... Nicht aus den Augen läßt dieser Mann den wohlgepflegten Schnauzer Sticky, wenn er mit Frauchen spazierengeht. Sticky ist nämlich ein wertvoller Hund (unten) und in England der einzige, der von einem Detektiv bewacht wird. Außerdem ist er für 12 000 DM versichert, während sein „Schutzengel" täglich 60 DM verdient.

Zwei Geschichten - Eine Parole

Alles für





Zum bitteren Ernst wurde für Billy die verwegene Jagd nach einer Katze in New Haven (USA). Als er dem flinken Kätzchen durch den schmalen Spalt zweier Hausmauern folgen wollte, blieb er stecken und mußte zwei Tage in seinem unfreiwilligen Gefängnis verbringen.

den Hund!



Nur **durch einen Zufall** hörte ein Mädchen das erbärmliche Wimmern des herrenlosen Hundes und verständigte die Feuerwehr. Aber Billy war schwer zu helfen. Erst als der Hausbesitzer die Genehmigung gab, die Fundamentwand zu durchbrechen, konnte Billy glücklich wieder in die Freiheit kriechen.



Viel Krach im Studio So turbulent und realistisch wie hier in den Szenen der beiden Weltstars Anna Magnani und Marlon Brando ging es selten bei Filmaufnahmen zu. Die beiden als sehr temperamentvoll bekannten Darsteller übernahmen in New York die Hauptrollen in der Verfilmung eines Bühnenstückes von Tennessee Williams. Der Streifen dürfte im Deutschen den Titel „ . . . die auf der Flucht sind" haben. Bei den Dreharbeiten kam es häufig zu Spannungen zwischen den beiden explosiven Weltstars, die eine alternde Frau in einer Provinzstadt (Anna Magnani) und einen jugendlichen Landstreicher (Marlon Brando) darzustellen haben. Mehrere Liebesszenen der beiden mußten dutzende Male gedreht werden, da die Umarmungen nie „echt genug" ausfielen. Eine Szene, in der Marlon von Anna verprügelt wird, wurde bis zum Schluß aufgeschoben, da Anna Magnani erklärt hatte: „Ich werde aus dieser Prügelszene (unten) Ernst machen." Nur mit Mühe konnte der Regisseur sie davon abhalten, Marlon Brando ernsthafte Wunden beizubringen, als sie ihm die Gitarre auf dem Kopf zerschmetterte. Hauptursache für den Zwist soll die Forderung Marlons gewesen sein, auf den Plakaten an erster Stelle zu stehen.




Das neue Suwa-rekord bringt:
Ein Suwa-Weiß wie nie zuvor...
so duftig...
so frisch!
Wie von Wind und Sonne durchflutet —
so duftig, so frisch wird jetzt Ihre Wäsche
mit dem völlig neuen Suwa-rekord!
Rekord an Wirksamkeit:
Ja, noch wirksamer als bisher wäscht Suwa-rekord.
Starker Schmutz und Flecken kein Problem mehr.
Und: ein Suwa-Weiß wie nie zuvor!
Spitzenleistung an Einfachheit:
Kein Einweichen! Waschen - kalt spülen - fertig!
Spitzenleistung an Vielseitigkeit:
Selbst für Wolle und alles Feine.
Selbstverständlich auch in der Waschmaschine.
...und so wunderbar mild!
Suwa
rekord
Suwa
Ein Sunlicht-Erzeugnis
Neues größeres Doppelpaket
(2 Eimer Lauge mehr)
1,40
Waschen Sie modern - waschen Sie mit Suwa-rekord!
0-16